



**DER
BAGGER**

GRABUNGEN ZWISCHEN ERNST UND SATIRE

2 EURO

NR. 15

HERBST 2010

INHALT

- 1 Editorial
dieB aggerdelle
Inhalt
- 2 Der alte Müll und das Meer
- 3 Ich möchte Teil einer Fahrradbewegung sein!
- 4 Aller Laster Anfang
dieP rärension
- 5 Bewegung oder Stillstand
- 6 Tropenfrucht oder Rinderschnitzel?
- 7 Nachrichten aus der Tretmühle
Redaktionelles
- 8 Alkoholverbot am Oktoberfest
Migration macht Gesellschaft
das linke Eck

10 Auf der Suche nach dem ... zwischen Fiction und Science

11 Ein kleiner Streifzug durch die Psychotherapie
das Maurerdekolleté

12 Über die Spaziergangswissenschaft
Das Wandern – nicht nur des Müllers Lust

13 Willst du deinen Namen tanzen?
Test: Wie fit sind Sie?

14 Simple but not easy
der aktuelle Vorverriss

15 Hier & Jetzt
Rezensionen: Mus ik

16 BaggersK onkurrenz
Rezensionen: L iteratur
Baggersee

17 Windstille
dasH oroskop
Impressum

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Bewegung“ ist das Leitthema dieser Ausgabe. Wir könnten jetzt hier im Editorial pathetisch ausholen und über bewegte Zeiten sprechen, in denen wir leben. Aber in Bewegung ist die Welt ohnehin unentwegt. Darüber können wir sinnieren, jubilieren, resignieren, viel spannender ist es aber, selbst etwas zu bewegen.

Deshalb schreiben wir in der Hoffnung anzustoßen, Impulse zu geben, Reaktionen zu verursachen.

Was ist der Fortschritt wert? Sollten wir uns nicht besser einfach auf die faule Haut legen? Und wenn wir uns schon bewegen, mit welchen Mitteln? Wie meistern wir die Energiezufuhr, um unsere Aktivitäten zu ermöglichen? Und was passiert mit dem Müll, der dabei entsteht, und mit welchen Folgen für uns und die Umwelt? Wie kommen wir mit den Anderen aus? Welche Bewegungen schützen oder beschneiden uns und unsere Rechte? Wie geht es Menschen auf Wanderschaft? Sowohl Heimatlosen mit großen Wegen, als auch denjenigen, die nur eine kleine Bergtour oder einen Entspannungsspaziergang wagen. Alternativ böte sich auch ein Tänzchen an – das hilft vielleicht dabei, sich selbst und den eigenen Bewegungsapparat besser kennen zu lernen ...

Diese und manche andere Fragen haben uns zu dieser Ausgabe bewegt. Jetzt sind Sie an der Reihe. Bitte weiterblättern, bewegen lassen, selbst bewegen!

die Redaktion



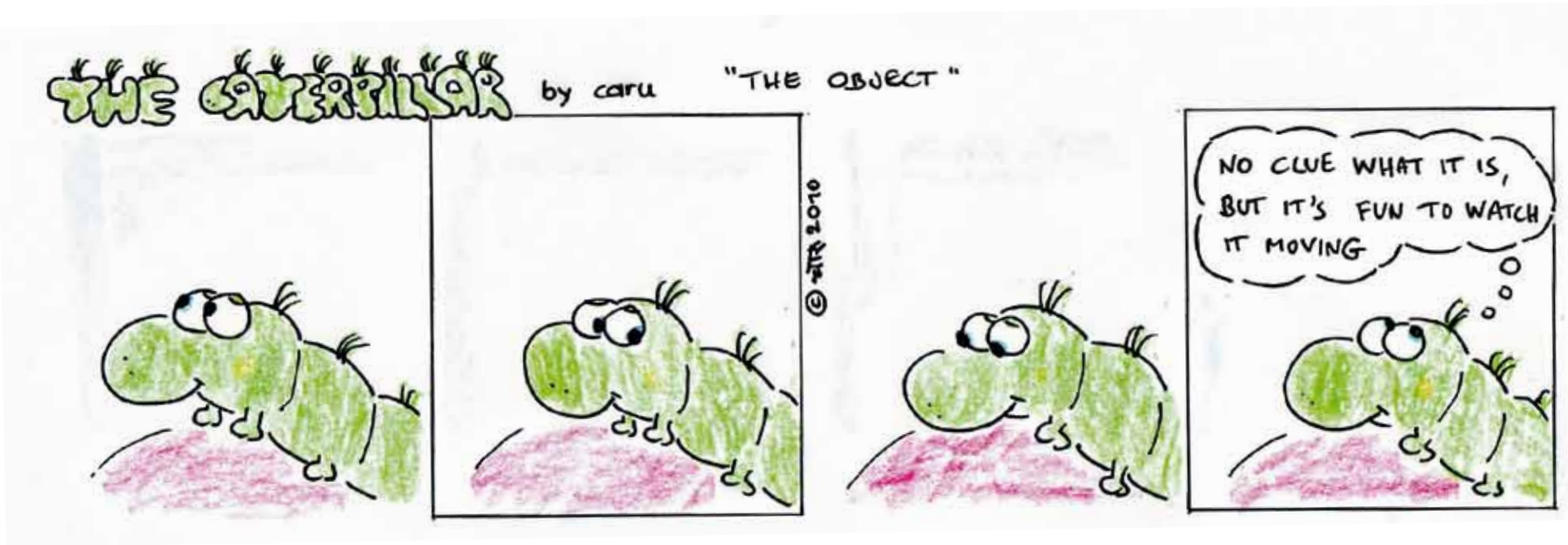
Zynisch naive Denkanstöße für naive und zynische Menschen

Stillgestanden!

Also, das mit unserer Regierung und so, das wird ja echt immer ärger. Die tut ja wirklich nichts. Da haben wir den Klimawandel, gierige Banken und hohe Schulden – und was tut die Regierung? Nichts ... außer streiten vielleicht. Die sollen doch endlich mal vernünftig arbeiten und was weiter bringen, anstatt ihren Streit auf dem Rücken der Bürger auszutragen. Wofür bezahlen wir die denn? Dass sie vielleicht wieder einen Kuschelkurs fahren und lauter faule Kompromisse eingehen? Nicht mit mir. Aber bei der nächsten Wahl weiß ich genau, was ich zu tun hab, denen werd ich einen ordentlichen Denktzettel verpassen! Jedenfalls ... kann man aber eh die ganze Politik in einen Topf werfen. Die anderen sind ja auch um nix besser. Denen geht's ja eh auch nur um Wählerstimmen und um Macht. Kaum wählt man einmal andere, bekommen wir wieder eine Reform nach der anderen, wo die Politiker nichts anderes im Sinn haben, als den kleinen Leuten das Geld aus der Tasche und den Boden unter den Füßen weg zu ziehen. Da muss ich ganz ehrlich sagen, dass es mir lieber wäre, wenn alles so bleibt wie es ist – denn ärger kann es ja ohnehin nicht mehr werden.

pro

die Baggerdelle





Fünf verknüpfte Geschichten über Plastik, Menschen, Innovationen, schlechte Gewissen und schwimmende Inseln.



So unendlich mögen die Weltmeere zunächst wirken, dass der Eindruck entsteht, sie seien unerschöpflich in ihrem Reichtum und unbegrenzt in ihrer Aufnahmefähigkeit. Lange Zeit war dies auch der Fall: Die Fischerei beschränkte sich im Großen und Ganzen auf einige Küstenstriche und konnte der Fülle an Meeresgetier kaum schaden. Ging einmal wo ein Schiff zugrunde, so bestand es zum Großteil aus verrottendem Material und war durch Wellen und Salzwasser bald verschwunden oder verfaulte harmlos am Meeresgrund. Spätestens aber mit der Entdeckung des Erdöls und seinen vielseitigen Einsatzgebieten hat das Meer seine Unerschöpflichkeit verloren.

Moderne Hochseefischerei hat den tierischen Reichtum geplündert, verlorene, lang haltbare Nylonnetze machen den Meeresbewohnern ebenso das Leben schwer wie über Bord gegangener oder günstig entsorgter und von Flüssen weitergetragener Plastikmüll. Lokale Katastrophen wie explodierende Ölbohrinseln und gesunkene Tanker brauchen wir da im Vergleich zu dieser schleichenden weltweiten Vernichtung gar nicht zu Sprache bringen. Langsam beginnen aber auch Menschen diese Vorgänge zu bemerken und sich Gedanken zu machen.

Spiral Island

1998 kam Richart (oder Rishi) Sowa, ein ehemaliger Zimmermann aus England, nach Cancun in

Mexiko und schlug sich dort zunächst durch, indem er Plastikflaschen am Strand aufsammlte und das Pfand einlöste. Nach einiger Zeit hatte er aber einen Einfall, wie er die Flaschen wesentlich besser nutzen könnte. Er füllte sie in alte Fischer-netze, band diese zu Bündeln zusammen und errichtete auf diesen ein Floß aus Bambus und Sperrholz, welches er mit Sand aufschüttete und mit Mangroven bepflanzte. *Spiral Island I* entstand. Bis 2005 wuchs und gedieh die künstliche Insel, deren Expansion einem Spiralkonzept folgte – daher der Name. Sowa baute Obst und Gemüse an, entwickelte eine selbstkompostierende Toilette, einen Solarofen, hatte ein zweistöckiges Haus, drei Strände und lebte mit seinen Haustieren glücklich und zufrieden auf seiner Insel. Zuletzt wurde *Spiral Island I* von 300.000 Plastikflaschen getragen und hatte bis zu sieben Meter hohe Mangroven-bäume. 2005 wurde das kleine Paradies – nachdem es bereits zwei Wirbelstürme überlebt hatte – vom Hurrikan Emily hinweggefegt.

Sowa gab aber nicht auf und bereits zwei Jahre später wurde mit *Spiral Island II* begonnen, das seit 2008 voll in Betrieb ist, in einer wettergeschützten Bucht vor Anker liegt und auch für Besucher offen ist. (Sollte jemand aus der geschätzten Leserschaft auf der nächsten Mexiko-Rundreise einen Besuch wagen, würde sich die Baggerredaktion über eine Ansichtskarte sehr freuen!)

Inzwischen gibt es einige Nachbau-Initiativen – beispielsweise *Center Island* auf Koh Tao in Thailand, wo eine Gruppe von regelmäßigen TauchurlauberInnen die Plastikflascheninsel-Idee mit einer in Jamaika entwickelten Technologie namens *Biorock* verbinden will, die es erlaubt, künstlich Korallenriffe zu züchten. Die Umsetzung scheiterte bisher an einer Genehmigung, da befürchtet wird, dass sich Stoffe aus den Plastikflaschen lösen und negativ auf die Fischbestände auswirken könnten. Nur eine Ausrede der Behörden, die sich nicht mit

den rechtlichen Folgefragestellungen von künstlichen Inseln auseinandersetzen wollen? Jedenfalls passieren diese Zerfallsprozesse vor allem unter Einfluss von Sonnenlicht, und die Flaschen wären ja ohnehin unter der künstlichen Insel beschattet. Außerdem würden sie dem Konzept gemäß nach einiger Zeit vollkommen von Korallen überwuchert werden, welche den Fischreichtum eher fördern sollten.

The Great Pacific Garbage Patch

Abgesehen davon sind die Meere ohnehin längst voll von Plastik. Als Kapitän Charles J. Moore 1997 von einer Segelregatta von Hawaii zurückfuhr und zur Abwechslung den Weg über die ansonsten wegen häufiger Windstille wenig befahrenen Rossbreiten nahm, pflügte sein Schiff plötzlich durch Unerwartetes: Das Meer war, soweit das Auge reichte, übersät von Plastikteilchen in verschiedenster Form und Größe. Er hatte den *Great Pacific Garbage Patch* entdeckt.

Bereits 1988 war diese schwimmende Müllhalde von einem Ozeanografen vorausgesagt worden. Aufgrund von gewissen Meeresströmungen gibt es in den Weltmeeren fünf Regionen wo sich Treibgut sammelt und wo es bleibt, solange es nicht sinkt oder vollkommen auferieben und zerwaschen ist. Bei Kunststoff dauert das Jahrhunderte und auch dann ist er nicht einfach verschwunden, sondern bleibt der Welt in Molekülform auf alle Ewigkeit

erhalten. Mit einer Fläche, die inzwischen schätzungsweise jene von Europa erreicht, ist der schwimmende Müllkontinent im Nord-Pazifik der größte. Da Kunststoff je nach Beschaffenheit nach gewisser Zeit zu sinken beginnt, betrifft dies nicht nur die Oberfläche, sondern alle Meeresschichten bis zum Grund.

Neben dem weit sichtbaren Müll beinhaltet das Wasser auch kleinste Plastikteilchen, die leicht von Fischen und Meeresvögeln geschluckt werden und so die Tiere langsam vergiften und die Populationen dezimieren. Beispielsweise haben Untersuchungen zufolge 95 Prozent der Eissturmvogel in Nordeuropa Plastikteile im Magen. Weltweit stirbt jährlich circa eine Million Meeresvögel an den Folgen des verschluckten Kunststoffs. Fische in allen Größenordnungen bekommen unsere Kulturabfälle in ihr Verdauungssystem. Sie rächen sich an der Menschheit, in dem sie auf unserem Teller landen und uns Stoffe zurückgeben, die unter dem Verdacht stehen, erbgutschädigend zu sein, und möglicherweise Unfruchtbarkeit oder Krebserkrankungen verursachen oder begünstigen können. Das Wasser im Norpazifik beinhaltet inzwischen sechs bis sechzig Mal mehr (die Zahlenangaben schwanken auf hohem Niveau) von diesem feinen Müll, als es dort Plankton gibt. Das vormals hier bestehende Ökosystem ist zerstört, an seiner Stelle entwickelt sich eine maritime Wüste. Den Schaden gut zu machen ist nahezu unmöglich, da die feinen Plastikpartikel kaum aus dem Meer zu fischen sind, ohne die Gewässer gleichzeitig von jeglichen Lebewesen leer zu räumen. Was Menschen tun können: dafür sorgen, dass kein neuer Müll ins Meer gelangt.

Auf Heyerdahls Spuren

Dieses Jahr überquerte *Plastiki* – ein Katamaran, hergestellt aus Plastikflaschen und anderem recyclefähigem Material – den Pazifik von San Francisco nach Australien. Inspiriert von Thor Heyerdahls *Kontiki* hatte David de Rothschild, der Leiter der Expedition und Spross der berühmten Bankerfamilie, die Idee, mit dieser Aktion auf das Müllproblem aufmerksam zu machen und die Verwendung von wieder verwertbaren Materialien zu propagieren. Wenn das Projekt auch ein bisschen nach Öko-Ak-

tionismus riecht, und nach Abenteuerlust von Kindern reicher Eltern, denen das Surfen am Strand von Frisco zu langweilig wurde, so hat es doch auch seine guten Seiten und Erfolge: Immerhin wurde bewiesen, dass eine Pazifiküberquerung mit einem Schiff aus solchen Materialien möglich ist, was nicht wenige Kritiker bezweifelten. Gerade Segelboote und ähnliche Gefährte sind nämlich meist aus glasfaser-verstärkten Polymeren hergestellt, die zwar zweckdienlich sehr leicht und widerstandsfähig, aber keinesfalls wiederverwertbar sind.

Recycled Island

Der pazifischen Müllhalde haben sich aber auch noch andere angenommen: Das Architekteturteam WHIM aus den Niederlanden will aus ihr und an ihrer Stelle einen neuen Kontinent entstehen lassen. Ähnlich wie *Spiral Island* nur ein paar Nummern größer, soll aus dem Plastikmüll, der vor Ort eingeschmolzen und in Platten gegossen würde, eine schwimmende Insel mit dem Namen *Recycled Island* entstehen. Diese könnte nach Vorstellung der Initiatoren – abhängig vom vor Ort vorhandenen Müll – mit 10.000 km² die Größe des künftigen Nachbarn Hawaii erreichen. Sie soll vor allem dazu dienen, Klimaflüchtlingen aus nicht mehr bewohnbaren Weltgegenden eine neue Heimat zu bieten und nach Möglichkeit selbst



versorgend funktionieren. Das bedeutet, alles, was die Bewohner dieser Insel essen und verbrauchen, soll vor Ort hergestellt werden können. Sie soll also ihre eigene Energie erzeugen, Nahrung hervorbringen können und nebenbei die Welt in keiner Weise negativ beeinflussen – also für keinerlei Umweltverschmutzung verantwortlich sein. Ein Wundermittel zu diesem Zweck soll Seegras darstellen. Es wird als Nahrung dienen, die Grundlage für Biodiesel, Dünger und Medikamente sein, die Fischpopulation erhöhen und CO₂ absorbieren. Erdreich für die Landwirtschaft soll durch Kompostierung der Fäkalien der EinwohnerInnen entstehen – ein bisschen blauäugig oder nur noch nicht ganz durchdacht? Die Energie kommt aus Sonne, Wind und Wellenkraft – aber woher die für die Kraftwerke und Infrastruktur benötigten Rohstoffe nehmen? Nicht alles kann aus Plastik gebaut werden. Zumindest zu Beginn muss da wohl durchaus einiges importiert werden ...

In weiten Bereichen also eine typische Utopie, aber die Initiatoren geben auch ganz offen zu, dass viele Fragen noch ungeklärt sind.

Wenn auch in all diesen Fällen der Hauptantrieb womöglich in Langeweile, persönlicher Sinnsuche oder Abenteuerlust besteht und die Hauptprotagonisten reiche, verwöhnte Erste-Welt-Wesen sind, die wohl kaum aus direkter Betroffenheit oder Angst um ihre eigene Welt agieren, bleibt doch anzuerkennen, dass die Ideen durchaus visionär sind. Wer direkt von Hungersnöten, Klimakatastrophen und Umweltverschmutzung betroffen ist, hat aber offenbar weniger Zeit, sich utopistische Öko-Paradiесе auszumalen.

va

Weiterführendes:

Spiral Island: <http://www.spiralislanders.com/>
Global Coral Reef Alliance (Biorock): <http://globalcoral.org/>
Müllkippe Meer: <http://www.scinexx.de/dossier-487-1.html>
Plastiki: <http://www.theplastiki.com/>
Recycled Island: <http://www.recycledisland.com/>

Ein etwas anderer Zugang zum Thema Plastik und Meer: <http://www.strandbeest.com> und andere schwimmende Insel-Ideen: http://www.derbagger.org/artikel/glueckliche_inseln



ICH MÖCHTE TEIL EINER FAHRRADBEWEGUNG SEIN!

Alec Hager ist Obmann der IG Fahrrad, Chefredakteur des Fahrrad-Magazins Velosophie und aktiver Teil der Critical Mass Vienna. Der Bagger bat zum Interview.



Kannst du vielleicht kurz deinen fahrrad-politischen Werdegang schildern?

Das ist eine Entwicklungsgeschichte, die ich für unauffhaltsam halte für jedeN, der/die in eine Großstadt kommt. Ich bin zum Studieren nach Wien gekommen und habe aus Kostengründen mein altes Fahrrad mitgenommen. Nach und nach bin ich draufgekommen, dass es weder

notwendig ist, ein Auto zu besitzen noch öffentliche Verkehrsmittel zu nutzen. Ich fühle mich am wohlsten, bin am schnellsten, günstigsten und umweltfreundlichsten unterwegs, wenn ich mit dem Rad fahre. Aus dem heraus habe ich gesehen, dass es mir zwar Spaß macht, aber die Rahmenbedingungen eigentlich furchtbar sind. Um das zu ändern habe ich mich bei der IG Fahrrad engagiert, die sich damals, 2004, gerade gegründet hat.

Du bist im Sommer wie im Winter mit dem Fahrrad unterwegs?

Ich bin sommers wie winters mit verschiedensten Fahrrädern, je nach Einsatzgebiet, unterwegs, von Lastenrad bis Faltrad, mit Tandem oder Rennrad. Ich habe einfach kein Auto, ich brauche im Jahr vielleicht zwei-, dreimal eins, wenn Dinge selbst für Lastenräder zu schwer sind.

Wie viele Räder hast du in deiner Sammlung?

Naja, Sammlung habe ich noch lange keine. Aber es sind so ca. 15 Räder, die alle sehr unterschiedlich sind. Vom Mountainbike bis zum Lastenrad

decken sie ganz verschiedene Bereiche ab. Wenn man kein Auto besitzen will, braucht man einfach ein Lastenrad, das für den Alltag wieder nicht so ideal ist. Aber für normale Einkäufe reicht für jede Person ein Rad, und damit könnte man die Zahl der parkenden Autos in Wien drastisch reduzieren.

Wobei man ja feststellen kann, dass sich zur Zeit ein Trend zum Fahrrad entwickelt.

Es gibt schon einen Fahrradboom: Im Innenstadtbereich in Wien nehmen die Radzahlen objektiv gesehen leicht zu, subjektiv gesehen sogar stark. Man hat wirklich das Gefühl, man ist unter sehr vielen RadfahrerInnen, wenn man etwa zu Stoßzeiten morgens zum Büro fährt.

Worauf führst du das zurück?

Hauptsächlich hat es mit externen Faktoren wie der Benzinpreiserhöhung vor drei Jahren zu tun, sowie mit wachsendem Bewusstsein für die Klimaproblematik. Aber auch damit, dass das Argument schön langsam durchdringt, dass man mit dem Rad schneller ist. Also auch, dass man die Kontrolle über seine eigene Verspätung hat: Man steht sicher nicht im Stau und muss keinen Parkplatz suchen. Auch die Image-Geschichte: Radfahren ist jetzt eine Art Zeichen von moderner, individueller Fortbewegung, die gleichzeitig auch umweltbewusst und klug ist. Allerdings ist die Zahl der RadfahrerInnen verschwindend klein im Vergleich zu den Leuten, die sich immer noch ohne zu überlegen jeden Tag in der Früh ins Auto setzen und drei Kilometer ins Büro fahren.

Wo ist die Politik gefordert, Anreize zu schaffen?

Den Trend, den es jetzt gibt, sehe ich nicht wegen, sondern trotz der politischen Maßnahmen. Mir fehlt ganz stark in Wien, dass wirklich massive Schritte gesetzt werden, um RadfahrerInnen das Leben zu erleichtern. Und man muss gleichzeitig Autofahrenden das Leben auch erschweren. Politik hat eine Lenkungsaufgabe, und in dem Fall ist es wichtig, das Mobilitätsverhalten der Bevölkerung dahin zu lenken, dass Umweltschäden reduziert werden, dass die Lebensqualität steigt und dass die Raumnot behoben wird. Die entsteht dadurch, dass ein Großteil der öffentlichen Fläche als Parkplatz missbraucht wird. Diese Dinge müssen geändert werden, das liegt auf der Hand. Darum muss

die Politik Maßnahmen ergreifen.

Welche Maßnahmen könntest du dir da konkret vorstellen?

Es braucht einen Mix aus gut gesetzten Anreizen. Man sollte die Leute nicht zwingen, sondern sie dazu einladen, etwas zu tun, und auf der anderen Seite unerwünschte Mobilitätsformen erschweren. Das heißt, wenn man Garagen baut, muss der Parkraum an der Oberfläche reduziert werden, und zwar nicht nur um die Anzahl der Garagenplätze, sondern um das 1,5fache. Dann muss der Parkraum so bewirtschaftet werden, dass das kostenecht ist, das gilt für den gesamten Autoverkehr, der ja zu 60 Prozent von öffentlichen Geldern gestützt ist.

Stichwort Kostenwahrheit.

Kostenwahrheit ist ein gutes Stichwort, ein weiteres, das sich schön langsam in der Verkehrsplanungs-Diskussion durchsetzt, ist Äquidistanz. Das bedeutet, dass du im besten Falle zum gesündesten Verkehrsmittel den geringsten oder gleichen Abstand hast. Wenn dein Auto 400 Meter entfernt in einer Tiefgarage steht, dein Fahrrad aber im Fahrradraum direkt neben deinem Ausgang, dann wirst du automatisch lieber das Fahrrad nehmen. Momentan haben aber Politik und Bevölkerung die gleiche Erwartung, nämlich: ‚Mein Auto steht vor meiner Haustür, aus basta‘. Die Politik fühlt sich sehr unter Druck, wenn sie diese Erwartung der Bevölkerung nicht erfüllen kann. Dabei müsste sie eigentlich sagen: ‚Leute, es tut uns leid, das tut euch jetzt ein Jahr lang weh, aber nachher werdet

ihr euch viel Geld gespart haben, weil die Hälfte von euch wird das Auto abgemeldet haben und die andere Hälfte wird nicht mehr fahren. Und Car-Sharing gibt’s auch noch.‘

Gibt’s da Best-Practice-Beispiele?

Es gibt allen voran Kopenhagen, wo viele Maßnahmen gesetzt werden, die das Ziel haben, 50% Radverkehrsanteil bis zum Jahr 2020 zu erreichen. Zum Vergleich: Wien setzt sich das Ziel 8% bis 2015, das ist ein großer Unterschied. Auch die Stadt Wien macht zwar mittlerweile etwas mehr, aber das sind alles noch viel zu kleine Maßnahmen.

Sind die Verbesserungen vielleicht auch zu einem kleinen Teil auf den „Druck der Straße“ zurückzuführen – auf die Critical Mass (CM) etwa?

Also, ich bin sehr stolz darauf, dass immer mehr Leute bei der CM in Wien mitfahren, und dass das sehr stetig funktioniert. Aber die CM übt nicht wirklich politischen Druck aus, weil sie keine konkreten Forderungen stellt, sondern einfach nur sagt: ‚Wir sind RadfahrerInnen, wir sind da, wir brauchen den Platz und den nehmen wir uns‘. Aber ich glaube schon, dass durch die Etablierung der CM in Wien vor vier Jahren, und dadurch, dass aus der CM Energien entstehen für ganz andere Projekte, insgesamt schon Druck ausgeübt und ein Bewusstsein geschaffen wird.

Kannst du kurz die Geschichte der CM erzählen: Wie ist das entstanden, wie funktioniert das Prinzip Critical Mass?

Zur Geschichte: 1992 gab es in San Francisco spontane Ansammlungen von FahrradaktivistInnen, so wie es damals eigentlich weltweit passiert ist. Es hat sich dann relativ bald der Begriff „Critical Mass“ entwickelt, weil einer der Mitfahrenden in Asien beobachtet hatte, wie Radverkehr dort funktioniert: In dem Moment, an dem eine ausreichend große Anzahl an Radfahrern an einer Kreuzung wartet, fahren sie los. Deswegen der Begriff: Sobald die kritische Masse erreicht ist, nimmt sie sich ihren Platz. Das hat sich weltweit in diversen Städten ausgebreitet. Die CM organisiert sich selbst, da braucht es keine Veranstalter, es werden auch keine Routen angemeldet, sondern es geht

einfach um das Ereignis, dass sich Leute treffen und fahren. Deswegen befindet sich die CM auch außerhalb des Veranstaltungs- und Demonstrationsrechtes, denn das wäre genauso als würden sich AutofahrerInnen, die auf der Süd-Ost-Tangente im Stau stehen als Demonstration pro Auto empfinden. Man ist einfach der Verkehr. Seit 2006 gibt es die CM auch in Wien, die Wiener Polizei war nach anfänglichen Schwierigkeiten durchaus gesprächsbereit und begleitet uns jetzt sehr freundlich. Sie versucht tatsächlich, die CM vor Unbill zu bewahren, weil Auto- oder MotorradfahrerInnen teilweise ziemlich aggressiv werden können. Andererseits winken viele auch freundlich aus dem Fenster und finden das super.

Das Fahrrad hat also Konjunktur – wie kann man sicherstellen, dass das nicht als Modeerscheinung verpufft?

Fahrrad-Verkehrsplanung und -politik ist oft etwas sehr Lokales – auf der Ebene muss man vieles verbessern. Auf Landesebene kann man mit Förderungen arbeiten und auf Bundesebene kann man die Situation durch die Rahmenbedingungen in der Strassenverkehrsordnung (StVO) oder über Steuern, Fahrzeugvergütungen etc. verändern.

Was wäre konkret in Wien notwendig?

In Wien sollte die Radweg-Benützungspflicht fallen und das könnte auch bald der Fall sein. Es geht darum, nicht schmale, schlechte Radwege zu bauen, sondern vielmehr zu schauen, dass man die allgemeine Fahrbahnsituation so gestaltet, dass

sich RadfahrerInnen dort wohl fühlen. In Situationen, in denen man sich zwischen Parkplätzen oder einem breiten Mehrzweckstreifen entscheiden muss, muss man sagen: ‚Tut mir leid! Der Parkplatz muss da weg‘. FußgängerInnen-RadfahrerInnen-Mischsituationen sind ganz schlecht, auch Radwege, die hinter geparkten Autos geführt sind: Sie führen dazu, dass RadfahrerInnen auf der Kreuzung plötzlich ins Blickfeld geraten und dann kommt es zu Unfällen, das zeigen alle Statistiken. Deshalb ist unser Ansatz: Fahrräder auf die Fahrbahn, dort den Autoverkehr entschleunigen. 30 km/h flächendeckend einzuführen ist eine wichtige Maßnahme, Parkplätze zur Not entfernen sowie Einbahnen grundsätzlich öffnen. Bei jeder Entscheidung, die getroffen wird, muss man zuerst daran denken, wie man das Rad am besten integrieren kann, und natürlich auch die FußgängerInnen – es darf nie auf deren Kosten gehen.

Gibt es Städte in Österreich, die mehr für den Radverkehr tun, als die Stadt Wien?

Salzburg und Graz sind Städte, wo viel gemacht wird, was daran liegt, dass entweder die Stadtregierung deutlicher pro Fahrrad ist, wie die (*schwarz-grüne, Anm.*) Koalition in Graz, oder dass RadverkehrskordinatorInnen, wie in Salzburg, seit mittlerweile 20 Jahren stetig daran arbeiten, die Situation zu verbessern. Das wünsche ich mir für Wien auch: Leute, die in der Verwaltung hauptberuflich damit beauftragt sind, darüber nachzudenken, wie der Radverkehr gefördert werden kann und ihre Ergebnisse umzusetzen. Das wünsche ich mir von der nächsten Wiener Regierung ganz massiv.

Das Interview führte: mo



Weitere Infos:

www.criticalmass.at

lobby.ig-fahrrad.at

Baggers Konkurrenz: *Velosophie*, S. 16

ALLER LASTER ANFANG?

Ein müßiges Streitgespräch.

Märchenhafte ProtagonistInnen würden bekanntlich noch heute leben – wenn sie nicht schon gestorben wären. Glücklicherweise leben sie aber (zumindest genetisch betrachtet) doch noch ein kleines bisschen, nämlich in Gestalt ihrer Nachkommen, so, wie sie beispielsweise ein Hase und ein Igel (vierter Generation) darstellen. Eines Tages (no na!) trafen sich die beiden, um über diverse Familiengepflogenheiten zu debattieren. Und ungeachtet jeglicher Datenschutzrichtlinien konnte es unsere Wanze wieder einmal nicht lassen, einen ihrer berüchtigten Lauschangriffe zu starten ...

Igel: Guten Abend, Hase! Na, Lust auf ein kleines Wettrennen?

Hase (verstimmt): Mein lieber Freund, als ob deine gerissene Stachelisippschaft nicht schon genug meiner Ahnen am Gewissen hätte! Auch wenn mein hasenhafter Leistungswille schier unbändig scheint, habe ich wieder einmal einen harten Arbeitstag hinter mir – und im Gegensatz zu dir Faulpelz etwas Erholung redlich verdient!

Igel: Scheinst ja nicht unbedingt zu scherzen aufgelegt zu sein ... den Faulpelz will ich jedenfalls überhört haben. Es zwingt dich ja niemand dazu, jeden Tag bis zur Erschöpfung und darüber hinaus zu wirtschaftern.

Hase: Nun, von nichts kommt bekanntlich nichts. Ich wage es gar nicht auszudenken, wie denn die Welt voller arbeitsscheuer Stachelwesen heute aussähe!

Igel: Ich muss doch sehr bitten! Ich streite ja keineswegs ab, dass ich nicht unbedingt den Workaholic schlechthin abgebe. Aber glaube mir, Hektik wäre alles andere als sinnvoll für meine Profess-

dem Wohle der Gesellschaft zu dienen, wenn jeder nur nach Lust und Laune und ohne leistungsgerechte Entlohnung arbeiten würde. Erstens, weil es höchst unterschiedliche Auffassungen von Leistung gibt (wirft dem Igel einen verächtlichen Blick zu) und zweitens, weil sich die Fleißigen als Folge dieser Ungerechtigkeit die Frage stellen würden, warum sie dann mehr beisteuern sollten als andere. Leistung muss sich ganz einfach auch lohnen, und dazu braucht's Motivation.

Igel: Und Motivation ist Betrug am Willen eines anderen, wie Schopenhauer so schön sagte. Wohin der Weg einer aufgezwungenen Motivation führt, merkt man bereits im Kindesalter: Schülerinnen und Schüler werden zum Lernen gezwungen und sie tun es wenn überhaupt nur deswegen, um gute Noten zu bekommen. Der eigentliche Sinn des Lernens geht verloren, und das Lernen an sich wird als etwas Schlechtes erachtet. Ich bezweifle, ob das dem Wohle der Gesellschaft dienen soll – vom unheilbringenden Geld ganz zu schweigen!

Hase: Zumindest stinkt es nicht. Im Ernst, es mag schon sein, dass das nicht unbedingt eine Idealsituation darstellt, es ist mir aber noch tausendmal lieber als ein Zustand des Mal-sehen-was-passiert-wenn-jeder-tut-was-er-oder-sie-will! Was würden Schülerinnen und Schüler machen, wenn man das Lernen der Freiwilligkeit unterstellt? Richtig, alles außer lernen – Bildung adé, willkommen im Reich der Verblödung! Genauso wie Bildung individuelle Mühe bedeutet, bedeutet gesellschaftlicher Wohlstand kollektive Mühe, was nicht immer lustig sein kann. Dem Herrn Philosophen ist wohl auch das Höhlengleichnis Platons ein Begriff! Die Menschen geben ihre gemütlichen Fesseln nun mal nicht ger-

ne auf ...

Igel (überrascht): Jetzt wird der Saulus noch zum Paulus! Da mag was dran sein – aber ich frage mich, ob nicht eher der Leistungswahn zur Verblödung beiträgt. Wessen Freizeit von Erschöpfung geprägt ist, verlangt wohl eher nach geistloser Unterhaltung denn nach sinnstiftender Muße – und das beträchtliche mediale Überangebot an Geistlosigkeit zeugt nur allzu gut von den unschönen gesellschaftlichen Auswirkungen des ach so tollen Leistungsgedanken! Außerdem wären da noch die gesundheitlichen Folgen zu erwähnen, weswegen die Krankenkassen aus dem letzten Loch pfeifen! Da lobe ich mir immer noch einen gesunden Müßiggang ...

Hase: ... welchen du dir erlauben kannst, weil andere darauf verzichten. Die Müßigen mögen uns in der Vergangenheit zu den schönen Dingen des Lebens geführt haben, aber ermöglicht werden sie durch die schuftende Masse! Sonst könntest du dir deine Hängematten und Wasserpfeifen selber herstellen, auf Kosten der Zeit für deinen geliebten Müßiggang!

Igel: Da hätte ich immerhin selbst was davon, wohingegen du dich Tag für Tag für deine nackte Lohnarbeit ausbeuten lässt.

Hase: Wodurch sich Leute wie du wiederum über Wohlstand und gesellschaftlichen Fortschritt freuen.

Igel: Pah! Dein hochgepriesener Leistungswahn mag vielleicht schnelleren Fortschritt ermöglichen, ebenso beschert er uns aber den sicheren Ruin: Zerstörung von Lebensraum, Umweltverschmutzung und Krieg – da muss ich nicht einmal das Wort „Klimawandel“ in den Mund nehmen!

An dieser Stelle wurde es unserer leidgeprüften Wanze, die bereits eine beträchtliche Abneigung gegen dieses böse Unwort entwickelt hatte, eindeutig zu bunt. Schnellen Schrittes suchte sie das Weite, um sinnvoller Konversationen lauschen zu können – und wenn die beiden Streithähne nicht gestorben sind, dann diskutieren sie ja ohnehin noch heute.

Transkription: pro



PRÄZENSI

Sachen, die es besser nie geben sollte.
Diesmal: Die Demokratische Bank

Aus der Wirtschafts- und Bankenkrise ist eine neue Art von Institut hervor- und auch schon wieder zugrunde gegangen, die sich „Demokratische Bank“ nannte. Die Grundidee, die reichlich Bewegung in den Bankensektor bringen sollte, war es, ein Institut zu gründen, das Sparguthaben verwaltet und Kredite vergibt, vorrangig an private Haushalte bzw. ökologische und soziale Projekte, sowie den Staat, ohne dabei auf die Profitmaximierung und den globalen Markt zurückzugreifen. Das ganze sollte möglichst demokratisch und transparent organisiert sein und unter der Aufsicht eines Bankenrates stehen, der eine möglichst breite Basis in der Gesellschaft hat.

Schon hier traten gravierende Probleme nach der Lancierung der ersten Zweigstellen auf. Von Anfang an erwiesen sich diese Gremien als

äußerst unbeweglich. Die Interessensvertreter konnten sich meist auf keine gemeinsame Linie bei den Richtlinien der Vergabepolitik einigen, da die Interessen oft gegenläufig waren. Durch die demokratische Prämisse, Vertreter jederzeit abwählen zu können, wurden Kompromisse meist im Keim erstickt. Kein anderes Institut hatte eine ebenso hohe Fluktuation bei den Vorständen und Bankmanagern zu verzeichnen, da diese ständig von rasch gebildeten Mehrheiten abgesägt wurden. In den öffentlichen Sitzungen der diversen Gremien entwickelte sich schnell ein Diskussionsniveau, das parlamentarischen Debatten in nichts nachstand. Entscheidungen konnten schließlich nur durch Absprachen hinter den Kulissen herbeigeführt werden. Die Kreditvergabe erfolgte meist ohne statistische Bonitätsverfahren aufgrund der Einschätzung von lokalen „Experten“, was einerseits zu haarsträubenden Kreditausfällen und andererseits zu einem enormen Anstieg bei scheinbar ökologischen und sozialen Projekten führte, welche jedoch meist nur als Deckmantel bestanden und oft als günstige Finanzierungsinstrumente für Grossbetriebe missbraucht wurden. Die Ausrichtung auf den lokalen Markt und die somit oft gegebenen persönlichen Beziehungen zwischen den Angestellten und den Kunden bei gleichzeitigem Fehlen von objektiven ökonomischen Kriterien führte zu einem unerwarteten Abschmelzen des Risikokapitals. Das aus dem Boden gestampfte und weitverzweigte Filialnetz verschlang ebenfalls Unsummen. Großinvestoren mieden diese Institute von Anfang an, da die zu erwartenden Renditen weit unter denen von diversifizierten Investitionen in globale Finanzprodukte lagen.

Am Ende mussten die kleinen Sparer den Verlust ihrer Einlagen nach dem Konkurs der ersten Zweigstellen in Kauf nehmen. Nach dem Abklingen der ersten Begeisterung auch in Teilen des Finanzsektors fanden sich kaum mehr fähige Manager, die diesen Mix aus persönlicher Verantwortung und lokalem politischen Hickhack auf sich nehmen wollten. Das Leistungsniveau der gut bezahlten und vernetzten Mitarbeiter, die im Gegensatz zu den Vorständen über eine hohe Jobsicherheit und zusätzlich über außergewöhnliche Sozialleistungen verfügten, war bald an einem Punkt angelangt, der an die Zustände im ehemaligen Ostblock erinnerte, denn durch die demokratischen Strukturen auch innerhalb der Bank waren Maßnahmen zur Effizienzsteigerung gegen den Willen der Mitarbeiter nicht durchsetzbar. Schneller jedoch als die „Sozialistischen Paradiese“ des 20. Jahrhunderts zerfiel die Institution Demokratische Bank sang- und klanglos und ohne Revolten und Mauerfälle, von den Protesten einiger geprellter Sparer abgesehen. Einmal mehr zeigt sich also, dass ein Eingriff in das Wirtschaftssystem, der ohne die legislative Autorität eines staatlichen Instrumentariums vor sich gehen soll und auf der Verantwortung, die jeder einzelne für die Gesellschaft zu übernehmen hat, von vornherein zum Scheitern verurteilt ist.

clr

die Präzension!

Für Unverbesserliche:

<http://www.demokratische-bank.at/>
http://www.demokratische-bank.at/fileadmin/media/Demokratische_Bank.pdf

BEWEGUNG ODER STILLSTAND

Alles um uns ist in Bewegung. Beinahe täglich hören wir von neuen Entwicklungen, Produkten und Technologien. Schon in unserer eigenen Geschichte spielen Revolutionen der Technik eine bedeutende Rolle und kaum jemand kann, oder will sich dem entziehen. Warum auch? Unsere Lebensumstände haben sich durch Technologien verändert und wer sich nicht blind zum sogenannten Konsumwahn verführen lässt, hat die Möglichkeit, durch die Auswahl des Grades der Partizipation sein Leben objektiv zu erleichtern. Freilich, man muss sich auch anpassen, auf dem Laufenden bleiben, doch wer noch etwas erreichen möchte, wird ohnehin keine Freude am Stillstand seiner Umgebung haben.

Utopie und Dekadenz

Doch wohin geht die Reise? In unserer Kultur ist Fortschritt grundsätzlich positiv besetzt. Der Begriff bezieht sich zwar in erster Linie auf Technologie, wird jedoch ebenso auf die gesellschaftliche Entwicklung angewandt. Doch während ein technologischer Fortschritt klar definiert werden kann, indem seine Auswirkungen am gesunkenen körperlichen Arbeitsaufwand, an gesteigerter Mobilität und neuen Kommunikationsmöglichkeiten festgemacht werden können, ohne ein konkretes Ziel der Entwicklung angeben zu müssen, stellt sich bei der gesellschaftlichen Entwicklung die Frage nach der Ausrichtung des Fortschrittes als diffiziler dar. Im Europäischen Kulturraum haben Aufklärung und Französische Revolution uns mit einem Bündel an Schlagworten ausgestattet, das gemeinhin als Indiz für gesellschaftliche Entwick-

lung erhalten muss. Nicht erst seit Marx ist der Begriff der Utopie geläufig, als eine Entwicklung, die im hegelschen Sinne die gesellschaftlichen Thesen und Antithesen am Ende überwindet. Doch das gilt nicht generell.

In der antiken Kultur und ähnlich in biblischer Tradition herrscht die Vorstellung eines Goldenen Zeitalters vor, das durch das Fortschreiten der Dekadenz eine abwärtsgerichtete Entwicklung hin zu Epochen, welche durch minderwertige Metalle gekennzeichnet sind, durchläuft. Ein Zeitalter, das durch Überfluss, Frieden zwischen den Menschen und Tieren und allgemeine Zufriedenheit, oft auch durch die Nichtexistenz des Todes gekennzeichnet ist, findet sich in vielen Kulturräumen als ursprünglicher Zustand der Welt. Im biblischen Mythos vom Baum der Erkenntnis lässt sich gerade das Streben nach Wissen und damit nach Fortschritt als Ursprung des Verfalles deuten. Im Marxismus findet sich die Theorie einer Ur-klaslosen Gesellschaft wieder, die paradiesische Züge trägt und die durch die Produktion von Mehrwert, bedingt durch Fortschritt zum Kapitalismus führt. Ganz im Sinne von Kain und Abel, wo als Ursache des ersten Mordfalles ein durch die Mehrproduktion des einen verursachter Neid geltend gemacht wird.

Ob nun verloren, oder noch nie dagewesen, dieses Goldene Zeitalter soll in jedem Fall wieder fröhliche Einkehr halten, als Inhalt der Utopie und somit als Endziel der gesellschaftlichen Entwicklung. Ein Zeitalter also, in dem jeder seines Bruders und seiner Schwester Hüter sein soll, ohne sie oder ihn dabei jedoch einzuengen. Ein durch das Streben nach Fortschritt verlorenes Gut soll also durch dasselbe Streben wieder gewonnen werden? Die Dialektik soll's richten, denn am Ende werden die Institutionen von Staat und Wirtschaft durch die technologischen Möglichkeiten überflüssig, da es möglich sein wird, mit geringem Aufwand mehr als genug für alle zu produzieren, sodass niemand Hunger leiden muss und jeder darüber hinaus sich in ausreichendem Maß um seine persönliche Entfaltung kümmern kann.

(Kultur-)Pessimismus

Doch nicht alle wollen oder können sich dieser grundsätzlich positiven Tendenz der geschichtlichen Entwicklung anschließen. In den meisten

Wohin der Fortschritt führt, warum er nicht aufzuhalten ist und der Stillstand doch unvermeidlich und verheerend. Ein unzulängliches und entbehrliches Lamento, dessen Essenz die Erkenntnis ist, dass man am Fortschritt lieber teilhaben sollte, als darüber nachzudenken.

Religionen wird der Verlust des Paradieses als für den Menschen unwiederbringlich eingestuft und dieser Verlust kann nur durch die Einwirkung einer höheren Macht am Ende der Welt, oder nach dem Tod wieder beseitigt werden. Auch ein eher säkular geprägter Pessimismus erfreut sich guter Resonanz. Die negativen Auswirkungen der technologischen wie der gesellschaftlichen Entwicklung werden gebrandmarkt, verdammt oder zelebriert. Die Umwelt geht den Bach runter, die Wirtschaft sowieso, der Niedergang des sozialen Zusammenhalts und des Hübens der Geschwister erlebt laut den Propheten des Untergangs beinahe täglich seinen Höhepunkt. Wissenschaftler beweisen uns ganz im Sinne der antiken Gallier, dass uns der Himmel in naher Zukunft auf den Kopf fallen wird, und schon seit Generationen befindet sich jede Generation genau auf jenem Wendepunkt, an dem der scheinbare Fortschritt nun endgültig zu einem Rückschritt wird, ganz zu schweigen von mystischen Prophezeiungen vom bevorstehenden Ende der Welt. (Der Bagger berichtet regelmäßig aus erster Hand davon.) Von ähnlicher oder auch anderer Seite wird uns der autonome Selbstversorger als Idealbild vorgehalten: weg vom globalisierten Markt und zurück zum lokalen Tauschhandel, möglichst ohne Geld und Mehrwert, dafür aber mit Müsli und Sandalen.

Auch keine neue Erkenntnis, doch auch hier stoßen wir wieder auf eine dialektische Synthese, da uns ein solcher Schluss gerade durch die von

Mobilität und Kommunikationsmöglichkeiten vermittelte Kenntnis fremder und scheinbar rückständiger Gesellschaften nahegelegt wird. Die paradiesischen Zustände sind jedoch immer dadurch gekennzeichnet, dass sie entweder weit weg, lange vorbei, in ferner Zukunft, oder gar in irgendeinem Jenseits zu suchen sind.

Wiederkehr und Stillstand

Wohin soll uns also der Fortschritt, die gesellschaftliche Entwicklung führen? Können wir ein, wenn auch entferntes Ziel ausmachen, dem der ganze Fortschritt zustrebt und das die Wende zum Besseren bringen wird? Indizien dafür, dass wir uns seit dem Beginn der Geschichtsschreibung auch nur Millimeter in diese Richtung bewegt haben, finden sich schlicht nicht. Gerade das 20. Jahrhundert hat eindrücklich vor Augen geführt, dass von einer Wende hin zum friedlichen Miteinander nicht die Rede sein kann und die aktuellen Nachrichten zeigen kein anderes Bild. Oder handelt es sich nur um Rückschläge auf einem sonst linear verlaufenden Pfad? Doch was ist nun dieses Bessere? Wollen wir wirklich in Frieden leben? Wenn ja, warum wird dann ständig Krieg geführt? Oder können und wollen wir allen Lippenbekenntnissen zum Trotz gar nicht in Frieden leben? Wie Kain und Abel stecken wir bis zum Hals täglich im Kampf um Anerkennung, in Konkurrenz zueinander, sei es im Berufsleben oder im privaten Bereich.

Wer dem entgegenwirken will, muss dies erklären, muss überzeugen, argumentieren, versprechen, oder drohen. Das führt zu neuen Kämpfen um die bessere Idee, die geschliffenere Argumentation, die meisten Anhänger und die wirkungsvollsten Mittel. Die Utopie, oder eine Prophezeiung ermöglichen es dem einzelnen, den Kampf um die eigene Bedeutung zu abstrahieren und an der Bedeutung einer Bewegung, einer Idee Anteil zu haben, die eigene Person also wiederum einer bedeutenderen Macht, an der man jedoch Anteil hat, unterzuordnen und gegebenenfalls auch zu opfern. Die Folgen waren und sind immer katastrophal, da im Einklang mit dem Bedeutungsverlust des eigenen Lebens auch jener der anderen einhergehen muss. Wer sich dem ganz alleine und konsequent entziehen will, müsste verstummen und die abso-

lute Bedeutungslosigkeit in jeder Hinsicht als sein Los erkennen, was eine vollkommene Isolation und den Ausschluss aus der Gesellschaft nach sich ziehen muss. Denn sobald man seine Position auch nur zu rechtfertigen sucht, tritt man erneut in die Auseinandersetzung um Anerkennung und Erfolg, denn einen Grundkonsens gibt es nicht einmal bei den scheinbar augenscheinlichsten „Wahrheiten“, bedingt durch die Tatsache, dass zwei Paar Augen eben nie identisch sind und sich daher der Blickwinkel zwangsläufig unterscheiden muss. Da aber jeder auf die individuelle Wahrnehmung angewiesen ist, erzeugt dies entweder Konkurrenz oder vollständige Unterordnung unter die Wahrnehmung eines anderen, was aber im Grunde die Aufhebung der Individualität bedingen müsste. Eine Synthese ist nicht in Sicht, und dass eine solche Möglichkeit bestünde, steht hier gar im Widerspruch zu der Tatsache, dass sie überhaupt formuliert werden könnte. Die Schlange, die die Frucht des Baumes der Erkenntnis darbot, beisst sich also regelrecht in den Schwanz und am Ende steht nun doch die resignierte Erkenntnis, dass der Fortschritt anscheinend darin besteht, derjenige zu sein, der den ersten Platz in der Schlange vor dem Apple-Store ergattert hat.

Quo vadis?

Was dürfen wir also hoffen? Jeder darf natürlich das hoffen, was die jeweilige individuelle Antwort

auf die Frage, was nun der Mensch sei, impliziert. Da diese Frage auch weiterhin zu totalitären Regimen, Auseinandersetzungen und Krieg führen wird, kann man auch hoffen, dass man sich selbst nicht auf der Täterseite wiederfinden wird. Warum man dies tun sollte, bleibt offen. Am Ende stellt sich die Frage, warum man solche Artikel überhaupt schreibt oder liest und es bleibt die ahnungsvolle Erkenntnis, dass man sich statt dessen lieber tierisch auf die neue Generation von iPads, Weltraumteleskopen und Öko-Autos, die noch genügend Fahrspaß bieten, gefreut hätte.

clr



TROPENFRUCHT ODER RINDERSCHNITZEL?

Das Kreuz mit der bewussten Ernährung. Und was man alles bedenken kann – besonders beim Fleisch.



Was ist denn nun die böhere Wahl? Das Rinderschnitzel aus heimischer Zucht vom frisch geschlachteten glücklichen Jungstier oder der höchst vegetarische, aber dafür umso exotischere Obstsalat mit frischer brasilianischer Mango und Weintrauben aus Südafrika eingeflogen?

Die Problembereiche im Themenfeld Ernährung sind dank globalisierter Nahrungsmittelindustrie, Verkehrsproblematik, Umweltbelastung sowie mo-

ralischer Bedenklichkeiten und gesundheitlicher Gefahren so unübersehbar, dass eine rücksichtsvolle, schmackhafte, abwechslungsreiche und gesunde Tafel nahezu unmöglich erscheint. Der Jungstier frisst bis zu seiner wundersamen Verwandlung ein Vielfaches dessen, was letztendlich in Schnitzelform übrig bleibt. Ganze Landstriche in Afrika könnte man von dem – natürlich genmanipulierten – Soja ernähren, das in frisch gerodeten, von Ureinwohnern bereinigten Tropengebieten in Brasilien dafür angebaut wird. Statt nach Afrika wandert die Ernte aber zusammen mit den Obstsalatbestandteilen – falls diese nicht den noch schädlicheren Weg per Flugzeug genommen haben – nach Europa, um sich dort über den Umweg Tier in klimaschädigendes Methangas, die Böden vergiftende Gülle und Übergewicht erzeugende Fleischberge zu transformieren. Was bleibt da einem „guten“ Menschen anderes übrig als trostlos und vegan der sicheren Weltvernichtung durch die eigene Spezies zuzuschauen? Nun gut, der Reihe nach.

Das Futter

Die Sojabohne ist zunächst einmal eine großartige Pflanze: Mit ungefähr 20 % Öl und 40 % Eiweiß ist sie ein hervorragender Nahrungs- und Futterlieferant. Aufgrund spezieller Inhaltsstoffe wird sie mit dem geringen Auftreten von Tumor-, Gefäß- und Herzerkrankungen in Ostasien, wo sie seit Jahrtausenden eine Kulturpflanze ist, in Verbindung gebracht. Der aus ihrem Öl gewonnene Biodiesel ist zudem ein wirtschaftlicher Hoffnungsträger, da er fast das Doppelte der Energie erzeugt, die zu seiner Herstellung notwendig ist und sehr niedrige Emissionen verursacht. Nicht zuletzt spielt Sojaöl im Zeitungsdruck eine wichtige Rolle: In den USA sind 75 % der verwendeten Druckfarben auf Sojaölbasis produziert.

Für das Öl gibt es also zahlreiche Verwendungszwecke, der eiweißreiche Rest – das bei der Ölierstellung gewonnene Sojaschrot – hingegen landet zum Großteil im Tierfutter, und hierbei vor allem in der Geflügel-, Schweine- und Rinderzucht. Brasilien, Argentinien und Paraguay sind neben den USA und China die bedeutendsten Soja-Produzenten der Welt und hier zeigen sich die Schattenseiten der Pflanze. In jedem der drei Länder

sind in den letzten Jahrzehnten gewaltige Flächen, darunter große Regenwaldgebiete in sogenannte grüne Wüsten verwandelt worden. Die Sojabohne ist eine *cash crop*, die sich hervorragend auf großen Plantagen in Monokultur kultivieren lässt, nachdem mau die ansässige Bevölkerung vertrieben oder ein Stück Regenwald beseitigt hat. Noch besser funktioniert das, wenn mau die Pflanze per Genmanipulation gegen ein gewisses Unkrautvernichtungsmittel resistent macht und dieses auf den betreffenden Flächen großzügig verspritzt. Der berühmte Biotechnologiekonzern Monsanto hat diese Methode entwickelt, diese patentiert und inzwischen beispielsweise in Argentinien nahezu die gesamte Anbaufläche mit seiner Sorte (*Round-up Ready Soybeans*) beglückt. Gleichzeitig wird herkömmliches Saatgut vom Markt verdrängt und auf den Feldern verwandeln sich alte Pflanzensorten durch Auskreuzung mit manipulierten Sojabohnen in solche, über die Monsanto das Patent hat ...

Während sich die Plantagen ausdehnen, wird die ursprüngliche Bevölkerung verdrängt, sorgt in den Städten für soziale Konflikte oder zieht sich weiter in den Regenwald zurück und fördert dort seine Zerstörung. Gleichzeitig wird die traditionelle Landwirtschaft nachhaltig zerstört und die betroffenen Landstriche und Staaten verlieren ihre Fähigkeit zur Selbstversorgung und damit einen Teil ihrer Unabhängigkeit. Nebenbei fördern die Monokulturen die Erosion und den langfristigen Verlust der Anbaufläche.

Auch wenn mau also dem Klimawandel kritisch gegenübersteht und die CO2-Produktion durch die Abholzung nicht berücksichtigt, bleibt hier eine

Vielzahl an Problemfeldern.

Böse Gentechnik?

Wie bereits erwähnt, stammt ein guter Teil der südamerikanischen Sojabohnen aus genetisch manipuliertem Saatgut. In den USA, in Argentinien und in Paraguay sind das jeweils um die 90 % der Ernte. In Brasilien, wo genmanipuliertes Saatgut bis 2003 verboten war, kommt immerhin noch ein Viertel der Ernte aus konventionellem Anbau. Diese vier Länder stellen zusammen drei Viertel der globalen Sojaproduktion, der Rest kommt größtenteils aus China, wird aber von dort kaum exportiert, da die Nachfrage im eigenen Land groß ist. Wenn genetisch manipuliertes Soja nach Europa transportiert wird, muss es entsprechend gekennzeichnet werden. Was davon direkt in den Lebensmittelbereich wandert – das ist vor allem das Öl – behält diese Kennzeichnung. 80 % der Bohne bleiben aber bei der Ölpresung als Schrot zurück. Dieses wiederum wandert zum größten Teil ins Tierfutter – zur Hälfte für Geflügel und der Rest vor allem für Rind und Schwein. Abgesehen von Bio-Fleisch, bei dessen Entstehung in Österreich kein genetisch verändertes Futter im Spiel sein darf, ist es also ziemlich illusorisch, davon auszugehen, dass das Tier bis zu seiner Schlachtung kein manipuliertes Gen gesehen hat. Davon kann mau ruhig ausgehen – zumindest solange es dafür keine klaren Kennzeichnungen gibt. Denn nach der Verfütterung endet derzeit die Kennzeichnungspflicht und es ist für KonsumentInnen nicht nachvollziehbar, wie das Tier gefüttert wurde. Nun ist zwar die gesundheitliche Gefährdung durch solches Fleisch bisher keinesfalls erwiesen, aber wer nicht nur kurzfristig auf den eigenen Körper schaut, sollte durch die zuvor ausgeführten Begleiterscheinungen, die diese Art der Fleischproduktion mit sich bringt, zumindest ins Grübeln kommen. Und das gilt im Übrigen genauso für alle Milchprodukte, Lederwaren, Eier usw. aus nicht biologisch nachhaltiger Produktion.

Das Tier

Neben fester Nahrung braucht das Nutztier auch Flüssiges. Ca. 15.000 Liter Wasser werden verbraucht, bis ein Kilo Rindfleisch am Tisch liegt. Für

ein Kilo Brot bedarf es im Vergleich nur 1.500 Liter. Das ist in Europa und insbesondere in Österreich auf den ersten Blick nicht tragisch, da die Wasservorräte groß und die Versorgung gut ist. Wenn mau aber bedenkt, dass das Futter, für dessen Herstellung bereits ein guter Teil der erwähnten Flüssigkeit notwendig ist, aus Ländern stammt, die den Nahrungs-Bedarf ihrer eigenen Bevölkerung aus Wassermangel nicht decken können, aber Monokulturen in Großgrundbesitz fördern, sieht die Sache anders aus. Hinzu kommt noch, dass Europa große Mengen an Fleisch importiert – beispielsweise aus Argentinien. Insgesamt waren es beispielsweise im Jahr 2004 eineinhalb Millionen Tonnen.

Einen Teil der Flüssigkeit sowie auch des Trockenfutters scheidet das liebe Vieh wieder aus. In adäquaten Mengen ist die Gülle durchaus als guter Dünger zu verwenden, wenn's zu viel wird – und das ist nun endlich auch ein Problem, das uns auch direkt vor der Haustüre betrifft – schädigt ihr Nitrat- und Ammoniakgehalt die Böden und Gewässer, verunreinigt das Grundwasser und verursacht Waldsterben.

Als weitere Problemfelder könnte mau noch den Methanausstoß von Rindern oder für die zarter Besaiteten auch die mangelhaften Umstände in der Tierhaltung anführen, aber wir wollen die LeserInnenschaft nicht zu sehr strapazieren.

Arme-Leute-Essen

Ja, wenn mau ein besonders guter und consequen-

ter Mensch sein will, ist völliger Fleischverzicht auf den ersten Blick wohl die einzig richtige Lösung. Aber für viele ist das wohl ein (zu) harter Schritt. Zusätzlich ist nicht zu vergessen, dass viele der genannten Probleme auch alle anderen tierischen Produkte betreffen, was eine consequent rücksichtsvolle Ernährung mehr oder weniger auf einen vollkommenen Veganismus einschränkt. Aber die Menschheit hat (zumindest in weiten Weltteilen) eine lange Tradition des Fleischverzehr und dabei sind durchaus Modi entstanden, die sowohl sozial- als auch umweltverträglich wären, solange mau damit einverstanden ist, dass für die eigene Nahrung andere Lebewesen sterben. Ein schwer zu bewältigendes Problem ist natürlich das weltweite Bevölkerungswachstum, das in Verbindung mit wachsendem Wohlstand global zu mehr Fleischkonsum führt. Auf unserem Kontinent und in Nordamerika hat sich Fleisch in den letzten Jahrzehnten vom Luxusgut zum Grundnahrungsmittel gewandelt. Allein in Europa hat sich der Pro-Kopf-Konsum in den letzten 50 Jahren verdoppelt. In Österreich wird ausgerechnet von den finanzschwächeren Gesellschaftsschichten am meisten Fleisch gegessen. Und obwohl Fleisch bei der Herstellung ein Vielfaches an Ressourcen verbraucht, kostet es kaum mehr als dieselbe Menge an Gemüse oder Getreideprodukten. Dies bedeutet, dass der Konsum von Fleisch- und Milchprodukten auf Kosten von Nahrungsmitteln, die in der Ernährung aus gesundheitlichen, ökologischen und moralischen Gründen weit stärker vertreten sein sollten, gefördert wird.

Leithammelkultur

Fatal ist diese Situation, weil das Verhalten der Menschen in der westlichen Hemisphäre nach wie vor eine Art Leitkultur mit Vorbildfunktion darstellt, die unser Konsumverhalten in alle Welt exportiert. Weiter angetrieben wird dieser Effekt durch gezielte Beeinflussung der Bevölkerungen: In der Werbung ist die Nahrungsmittelindustrie weltweit der am stärksten vertretene Wirtschaftssektor.

Um dieser Vorbildfunktion gerecht zu werden, wäre eine breite Bewusstwerdung und Fleischkonsumreduktion in allen Gesellschaftsschichten wesentlich hilfreicher, als eine Handvoll consequente

Tierproduktverweigerer. Dazu müssen Fleisch und Milchprodukte zugunsten anderer Nahrungsmittel im Preis und Wert steigen und unter besseren Umständen produziert werden. Gleichzeitig ist natürlich eine Ausweitung der Palette an alternativen, günstigen Lebensmitteln unumgänglich, was dank frei werdender Ressourcen im Futterbereich überhaupt kein Problem darstellen sollte. Solange Lebensmittelgeschäfte aber stolz ganze Regallängen Fleisch und Käse präsentieren und irgendwo im letzten Eck verschämt ein halbes Fach pflanzlicher Aufstriche verstecken, ist der Ernährungswandel selbst für Willige ziemlich schwierig.

Und der exotische Obstsalat? Den können Sie im Vergleich immer noch guten Gewissens genießen. Zumindest solange Sie die eingeflogenen Früchte nicht mit dem Auto aus dem Supermarkt holen. Motorisierter Individualverkehr ist nämlich angeblich bei weitem schlimmer fürs Klima als Massentransporte – sogar per Flugzeug. Aber auch das eine oder andere Schnitzel ist durchaus drin. Wichtiger als schuldbewusste Selbstkasteiung ist die breite Bewusstwerdung der Problematik.

va



Intressant:

<http://www.transgen.de/home/> - Transparenz für Gentechnik bei Lebensmitteln.

Film: Monsanto, mit Gift und Genen, Regie: Marie-Monique Robi, Arte 2008 – <http://www.arte.tv/de/1912794.html>
<http://www.oeko.de/> – Institut für angewandte Ökologie.



NACHRICHTEN AUS DER TRETMÜHLE

Sie bildungsprivilegierteR, ökonomisch unterforderteR MinderpigmentierteR mit eurafrasischem Völkerwanderungshintergrund! – Doch. Fast alle, die diesen Artikel lesen, sind so etwas.

Humpty Dumpty hat es sich zu einfach vorgestellt: Wir können unsere Wörter nicht, auch nicht gegen Schwerarbeitszulage, alles heißen lassen, was wir damit meinen möchten; außer, es sind selbsterfundene. Jeder normale Wortgebrauch gründet sich auf ein Myzel, besser: eine Wolke zumindest jahrhundertelanger Bedeutungsverschiebungen, und wer ein Wort wann in welchem Sinn zuerst in den Mund genommen hat, ist meist ungefähr so bestimmbar wie der Wochentag des Urknalls. „Portier“, „Türsteher“, „Kardinal“ (jemand, der mit der Türangel, lat. *cardo*, zu tun hat) und „Zuhälter“ (jemand, der eine Tür geschlossen hält) mögen ihrer „eigentlichen“ Bedeutung nach praktisch dasselbe sein; dennoch titulieren wir den Hotelportier nicht mit „Eminenz“ und unterscheiden den Türsteher einer Disco vom Manager eines Bordells. Jeder kriegt diese Unterscheidung hin, und so kränkt sich niemand.

Seit den späten 1980ern weist aber ein bestimmter Menschenschlag mit erhobenem Zeigefinger auf Worte hin, die wir bisher für unschuldig gehalten hatten, attestiert ihnen einen negativen Beigeschmack und fordert, sie durch andere zu ersetzen; den Ersatzwörtern passiert dann bald darauf das gleiche. Erst wurde „negro“ zum Schimpfwort, dann „black“, und inzwischen kann man in den USA geklagt werden, wenn man einen „African American“ als „Afro-American“ bezeichnet. Der kanadische Pop-Psychologe Steven Pinker hat für dieses Auswechsellspiel den Namen „euphemistic treadmill“ geprägt und hält es für ein allgemeines Sprachphänomen, das (wenn ich ihn richtig verstehe) in der menschlichen Psyche von vornherein angelegt sein könnte. Aber wenn die Tretmühle uralte ist, warum läuft sie erst seit gut zwanzig Jahren?

Von wegen euphemistisch

Uns fällt auf, daß die Tretmühle gerade nicht bei den Dingen ansetzt, für die man traditionell Euphemismen zu benutzen pflegte. Scheiße war immer schon etwas Unfeines, darum graben Paläontologen Saurier-Exkrememente aus, und auf den Straßen liegt wie eh und je Hundekot. Eher läuft sie dort umgekehrt: Den Gottseibeiuns nennt heute jedermann den Teufel. Sexuelle Praktiken, von denen früher nur Ärzte in gedämpftem Ton auf Latein sprachen, kann heute jeder Teenager mit lustigen Slangausdrücken benennen (dank Internet). „Schwul“ ist kein Schimpfwort mehr, sondern eine stolze Selbstbezeichnung (und „homosexuell“ klingt lächerlich förmlich, nach Wahlkampfrede oder Polizeiprotokoll).

Was die Tretmühle meist auswirft, sind Bezeichnungen für Personengruppen, die sich durch ihre bisher gängige Bezeichnung angeblich herabgesetzt fühlen – oder (nach wessen Willen auch immer) fühlen sollten? In diesem Zusammenhang lohnt es sich, einige Punkte anzuführen, die untereinander so vernetzt sind, daß ihnen nur schwer eine Reihenfolge zu geben ist.

1) Schimpfwort vs. Tretmühlprodukt

Tatsächlich pejorative Ausdrücke sind entweder so generisch, daß sie auf jegliche Person passen („Schweinehund“), oder es fällt leicht, die neutrale Entsprechung dazu anzugeben: zu „Blutsauger“ etwa „Finanzminister“, oder „katholischer Priester“ gegenüber „Kinderschänder“ (was in jüngster Zeit tatsächlich vielen Soutanenträgern ungerechtfertigt zugerufen wurde). Außerdem sind sie meist situationsgebunden und ändern sich rasch, während die neutrale Benennung lange gleich bleibt. Gewisse Feinde Österreichs im 1. Weltkrieg hießen „Katzlmacher“, ungeliebte Gastarbeiter in den 1960ern oder etwas später die minder geschätzten Einheimischen im Urlaubsland „Spaghettifresser“, und was heute aus Touristenbussen über Wiens schönste Plätze strömt, sind Scharen von „lthakern“ – damals wie jetzt ist die neutrale

Bezeichnung „Italiener“ (und wir haben keinerlei Probleme mit ihnen, und wir essen selbst gern Spaghetti). Umgekehrt ist es dort, wo die Tretmühle arbeitet. Man wußte jahrhundertlang, daß „nigger“ ein abschätziger Begriff war, und sagte als netter Mensch „negro“. Als dann auch das Farbwort „black“ als böse denunziert war, gingen dem Englischen die harmlosen Synonyme aus, und das schwerfällige „Afro-American“ mußte erst erfunden werden.

2) Schwer manövrierbar

„Zigeuner“ sagt man nicht, man sagt „Sinti und Roma“. Fein, solange man im Plural von ihnen spricht. Aber: „Mein Freund Panelon ist ein Sinto und Rom, seine Frau Mara ist eine Sintiza und Romni, und ihre beiden Töchter sind“ – ei verdammt, wie geht denn nun die weibliche Mehrzahl? Spricht jemand von Ihnen Romanes? Und was mache ich, wenn ich splitten will (ein Pendant zu „ZigeunerInnen“)? Und sind die wirklich alle Sinti *und* Roma? Ja, sind sie. Die Sinti sind eine Teilethnie der Roma, also ist jeder Sinto auch ein Rom; und die meisten Roma im deutschsprachigen Raum gehören tatsächlich zu den Sinti. Aber nicht alle, und woanders ist es anders; und die Sinti in Frankreich nennen sich Menouches, und anderswo noch anders. Und die Situation kann sich ändern, da diese Leute traditionsgemäß wandern. Der vermeintlich neutrale Ausdruck ist also orts- und zeitgebunden; und so international er klingt, ist er nur begrenzt übertragbar.

Zu „African American“ sollte man eigentlich leichter Entsprechungen finden können. Aber gehen Sie einmal ins kenianische Restaurant oder in den nigerianischen Lebensmittelladen und nennen Sie die Leute dort „Afrikanische Österreicher“. (Tun Sie es wirklich – ich habe keine Ahnung, was dann passiert. Der Ausdruck ist so fremdartig, daß ihn wahrscheinlich niemand versteht.) Ihre Bekannte, deren Haut die Farbe von Schweizer Bitterschokolade hat, stammt eventuell aus Haiti oder Brasilien, und keiner ihrer Vorfahren in den letzten acht Generationen hat Afrika auch nur von weitem gesehen. Paßt auf sie die Bezeichnung „Afrikanische XY“ oder irgendein Kompositum mit „afrikanerin“?

3) Synonymität?

Gerade das berühmteste Beispiel für die Euphemismen-Tretmühle zeigt, daß schon das Produkt der ersten Schritte nicht mehr synonym mit dem Ausgangswort ist. „Black“, rein von der Hautfarbe her betrachtet, sind etwa auch die australischen Aborigines, die meisten Bewohner der Andamanen oder die Mani im Süden Thailands; die hatte man aber nicht gemeint, die Bedeutungserweiterung war ein zufälliges Nebenprodukt. (Übrigens, siehe Punkt 2, konnten diesen Schritt nicht alle Sprachen mitvollziehen; im Spanischen blieb „negro“ gleich „negro“.) „Afroamerican“ war demgegenüber eine radikale Einschränkung – und gleichzeitig eine Erweiterung nach anderer Seite. Denn ebenso wie „Afrikaner“, womit wir es im Deutschen eine Zeitlang probiert haben, inkludiert es Araber, Berber und eine Reihe anderer (hellhäutiger) Völker, bis hin zu den Nachkommen europäischer Siedler in Südafrika, die sich „Afrikaaner“ nennen – und manche von ihnen mögen nach Amerika gezogen sein, wären aber vermutlich nicht so gern African Americans.

Hier ließe sich die Mühle anhalten, indem man einfach aufgibt, nach einer allgemeinen Bezeichnung zu suchen. Im Umgang mit Individuen geht das ja auch sehr schön: Herr Ikechukwu Oguibe ist ein Yoruba aus Südwest-Nigeria. Aber manchmal möchte man doch zusammenfassen. Ein Lette, ein Ukrainer und ein Moldawier sind drei Osteuropäer. Was sind ein Wolof, ein Mboshi und ein Xhosa?

Drei – „Schwarzafrikaner“, pflegte man eine Zeitlang zu sagen, aber wenn Sie Herrn Oguibe fragen, dann goutiert er das Wort nicht. Es klinge ein bißchen rassistisch.

Eine Windmühle?

Gewiß läuft die Mühle auch auf natürliche Weise, allerdings extrem langsam. Über Jahrhunderte hinweg haben wir uns angewöhnt, „Frau“ statt „Weib“ zu sagen, und parallel dazu ist eine höhere Wertschätzung von Frauen selbstverständlich geworden. Ob ein ursächlicher Zusammenhang besteht, ist fraglich. Diesen gar umkehren zu wollen, also den Gesinungswandel zu bewirken, indem man das Wort ändert, ist eine Donquichotterie. Wer Gastarbeiterkinder verabscheut, schimpft sicher keinen Deut leiser über Jugendliche mit Migrationshintergrund. Wer Prostitution für verwerflich hält, wird das auch noch tun, wenn statt „Hure“ im Wörterbuch nur noch „Sexarbeiterin“ (oder unnötig englisch: „Sexworkerin“) steht. Wenn wir kein Problem damit haben, können wir auch „Hure“ sagen. Allerdings ist es viel leichter, Wörter zu ändern als gesellschaftspolitische Probleme – kein Kulturkampf, keine Überzeugungsarbeit, nur eine Clique von Publizisten muß sich auf ein paar neue Vokabeln einigen, und der Gutmensch kann sich sagen: „Ämter, Gerichte und Arbeitgeber in den USA diskriminieren Schwarze, aber ich nicht – ich sage brav African American zu ihnen. Frauen werden in

Österreich um 40% schlechter bezahlt als Männer, aber ich handle dagegen – ich splitte.“ Mitlaufen in der Tretmühle ist eine Art zu sagen: „Der Status quo ist mies, aber ich bin damit einverstanden“, und das, ohne es zu merken. Die Mühle ist also wohl eine Erfindung der reptiloiden Auberirdischen, die bekanntlich US-Präsidenten ihre Weisungen erteilen. Oder ein Witz von Humpty Dumpty.

caru

KONTAKTIEREN!
Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen. Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Möglichkeit, Stellung zu nehmen, gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

PARTIZIPIEREN!
Der Bagger freut sich über neue Mitarbeiterinnen. Was wir konkret brauchen können, findet sich stets aktuell gehalten auf: www.derbagger.org/mach_mit.

INSERIEREN!
Auch in der nächsten Ausgabe können Sie ein Werbeinserat im Bagger schalten. Informationen dazu finden Sie hier: www.derbagger.org/insertat.

Für Rückfragen sind wir unter redaktion@derbagger.org selbstverständlich jederzeit erreichbar.

Redaktionelles

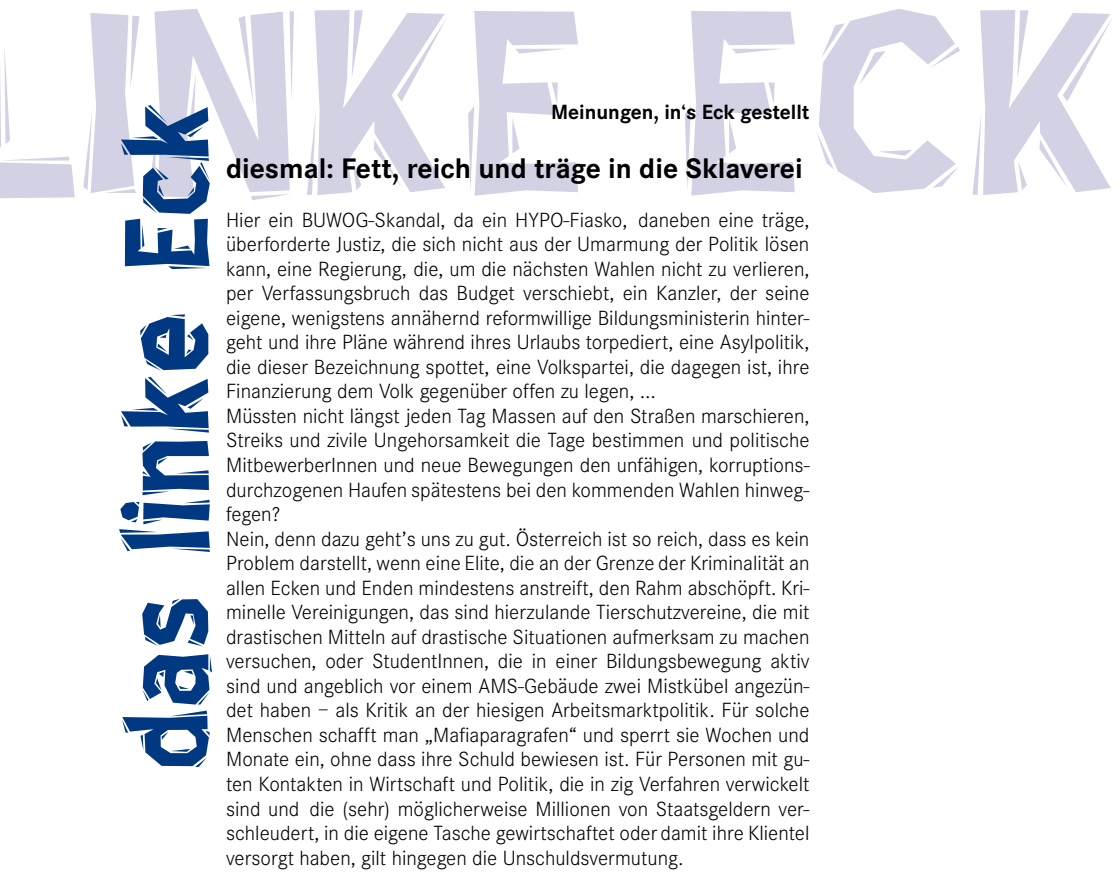


Der Nichtraucherchutz in Österreich: Ein Chaos. Schlechtes Vorbild ist mal wieder Bayern. In der dort herrschenden Anarchie muss mit allem gerechnet werden.

Mit den Alpha-Tieren des Bösen ist es wie mit dem mythologischen Ungeheuer Hydra: Schlägt man ihm einen Kopf ab, wachsen zwei nach. Sei es der Schulhof-Schläger, der Mafia-Pate oder Saddam Hussein – hat man das vermeintliche Übel beseitigt, geraten die negativen Energien in Unruhe. Und am Ende ist alles noch schlimmer. Warum also sollte es ausgerechnet mit der bayrischen, der ungeheuerlichen CSU anders verlaufen? Früher, als noch Charnebolzen Edmund Stoiber das Heft in der Hand hatte, war die CSU zwar furchteinflößend und bedrohlich – aber man konnte sich darauf verlassen, dass alle rechten Kräfte des Freistaates unter ihrem Dach vereint waren. Und somit bis zu einem gewissen Grad auch unter Kontrolle. Seit mit Horst Seehofer ein Mann ohne Eigenschaften Chef wurde, hat die Organisation ihre Bindungskraft verloren. Es herrscht Anarchie in Bayern: Wie entfesselt schließt das Volk sich zu verschiedensten Bewegungen zusammen, es herrschen bürgerkriegsähnliche Zustände. Letzter trauriger Höhepunkt: Die Anti-Tabak-Guerilla rund um den maliziös lächelnden Sebastian Frankenberger (seine Anhänger rufen ihn ehrfürchtig „Antiflumenbasti“) hat die Macht im Freistaat an sich gerissen. Über geistige Vorväter der Bewegung kann nur spekuliert werden. Es ist lediglich überliefert, dass eine Frau, will sie als vollwertige „deutsche Frau“ gelten, auf Nikotin verzichten und stattdessen Kinder gebären muss. Nur ein Bruchteil der bayrischen Bevölkerung ließ sich von Frankenbergers flammenden Reden beeindruckten – dennoch konnten seine Anhänger im

so genannten „Oktober-Putsch“ (auch das Oktoberfest wird künftig als „gesund“ deklariert, ein Alkoholverbot ist angedacht) ihren Willen durchsetzen. Die Entwicklung scheint in Richtung Kasten-Wesen zu gehen: Eine kleine Gruppe so genannter „Bürger“ kontrolliert Legislative (und bald vermutlich auch Exekutive) und zwingt der Mehrheit ihren Willen auf. „Der Bürger hat sich nicht blenden lassen und mit Hirn abgestimmt. Der Volksentscheid zeigt: Wir sollten den Bürger öfters abstimmen lassen“, schwelgt Frankenberger bereits in Allmachtsphantasien. Seine Anhänger tauschen sich derweil über die neue Gesellschaftsordnung aus: Raucher in den Schrank stecken, schlägt der eine vor. Die Besitzerin der Eckkneipe, in der geraucht werden darf, vergewaltigen, phantasiert der andere. (So gelesen im Weblog der Nürnberger Zeitung: <http://blog.nz-online.de/senf/2009/11/19/was-halten-sie-vom-volksbegehren-zum-nichtraucherschutz/#comment-1433>) Die nicht-bürgerliche Mehrheit der Bayern hat die Gefahr noch nicht in ihrem vollen Ausmaß erkannt. Manche jedoch stellen sich bereits die bange Frage: Was kommt als nächstes? Prohibition? Geburtenregelung? Ihre letzte Hoffnung: Karl der Große, der derzeit noch im Untersberg ein Schläfchen abhält, möge die Not der Menschen erkennen und kommen, sie zu befreien. Derweilen bleibt nur zu hoffen, dass die CSU wieder zu alter Monstrosität aufsteigt.

ah



Hier ein BUWOG-Skandal, da ein HYPO-Fiasko, daneben eine träge, überforderte Justiz, die sich nicht aus der Umarmung der Politik lösen kann, eine Regierung, die, um die nächsten Wahlen nicht zu verlieren, per Verfassungsbruch das Budget verschiebt, ein Kanzler, der seine eigene, wenigstens annähernd reformwillige Bildungsministerin hintergeht und ihre Pläne während ihres Urlaubs torpediert, eine Asylpolitik, die dieser Bezeichnung spottet, eine Volkspartei, die dagegen ist, ihre Finanzierung dem Volk gegenüber offen zu legen, ... Müssten nicht längst jeden Tag Massen auf den Straßen marschieren, Streiks und zivile Ungehorsamkeit die Tage bestimmen und politische MitbewerberInnen und neue Bewegungen den unfähigen, korruptionsdurchzogenen Haufen spätestens bei den kommenden Wahlen hinwegfegen? Nein, denn dazu geht's uns zu gut. Österreich ist so reich, dass es kein Problem darstellt, wenn eine Elite, die an der Grenze der Kriminalität an allen Ecken und Enden mindestens anstreift, den Rahm abschöpft. Kriminelle Vereinigungen, das sind hierzulande Tierschutzvereine, die mit drastischen Mitteln auf drastische Situationen aufmerksam zu machen versuchen, oder StudentInnen, die in einer Bildungsbewegung aktiv sind und angeblich vor einem AMS-Gebäude zwei Mistkübel angezündet haben – als Kritik an der hiesigen Arbeitsmarktpolitik. Für solche Menschen schafft man „Mafiaparagrafen“ und sperrt sie Wochen und Monate ein, ohne dass ihre Schuld bewiesen ist. Für Personen mit guten Kontakten in Wirtschaft und Politik, die in zig Verfahren verwickelt sind und die (sehr) möglicherweise Millionen von Staatsgeldern verschleudert, in die eigene Tasche gewirtschaftet oder damit ihre Klientel versorgt haben, gilt hingegen die Unschuldsumutung.

Schön, solange wir uns das leisten können und unser materieller Lebensstandard keinen sichtbar großen Schaden nimmt. Solange wir hierzulande nicht 20 Prozent Arbeitslosigkeit, existenzbedrohende Zustände und Hungersnöte haben, wird nie eine kritische Masse auch nur den kleinen Finger rühren. Wenn es aber irgendwann doch soweit ist, dann wird jeder Finger, der sich rührt, gefilmt, identifiziert und eingesperrt werden. Gemäß den Gesetzen und mithilfe der Maßnahmen, die „zum Schutz unserer Gesellschaft“ geschaffen wurden.

va



Migration (von latein. *migratio* „Wanderung“) bezeichnet in soziologischer Hinsicht jeden längerfristigen Wohnsitzwechsel einzelner oder vieler im geographischen und sozialen Raum. Wesentliche Faktoren für diesen Entschluss sind beispielsweise bessere Wohn- und Arbeitsverhältnisse, höhere Löhne, Sicherheit und demokratiepolitische Aspekte oder persönliche Motivationen.

Der aktuelle Wiener Wahlkampf ist eingeläutet und Straches FPÖ hetzt in altbekannt blauer Manier mit „Mehr Mut für unser Wiener Blut. Zu viel Fremdes tut niemandem gut.“ Diese rassistische Kampagne sollte ein dunkelrotes Warnsignal für die österreichische Politik sein, um dem konstruierten „Feindbild Migration“ einen Riegel vorzuschieben und diese besorgniserregenden Entwicklungen öffentlich zur Sprache zu bringen.

Vom „Wir sind Wir“

Österreich ist ein klassisches Einwanderungsland. Jeder fünfte Mensch hat einen direkten oder indirekten Migrationshintergrund. Experten zufolge wird es in einigen Jahren einen Wettbewerb um gut qualifizierte Migranten geben. Migration ist ein natürliches Phänomen, das seit jeher existiert. Ökonomisch betrachtet fördert eine aktive Zuwanderungspolitik das wirtschaftliche Wachstum und sorgt für Aufschwung. Zudem würde es ohne Zuwanderung in vielen Bereichen zu schweren Engpässen kommen, wie beispielsweise im Gesundheitswesen, in der Bauwirtschaft oder in der Finanzierung des ohnehin angeschlagenen Pensionssystems. Sie sichert somit gesamtgesellschaftliche Strukturen und bildet eine sozia-

le Notwendigkeit. Doch aufgrund der Diversität und unzureichender politischer Sanktionen gibt es nach wie vor Probleme. Man diskutiert über die „Ausländerfrage“ und spricht von Zuwanderungsströmen, während positive Faktoren wie kulturelle und gesellschaftliche Vielfalt in den Hintergrund treten.

Befremdliche Moral

Das Hauptproblem liegt in der Polarisierung zwischen den angeblich homogenen Gruppen von In- und Ausländern. Bei „uns“ muss man sich integrieren. Die „Fremden“ müssen unsere Kultur als gegeben anerkennen. Wir bringen ihnen Toleranz entgegen, aber sie müssen sich an unsere Regeln halten. Toleranz scheint jedoch nicht auszureichen, denn es fehlt an Akzeptanz und Respekt gegenüber Migranten. Das „Fremdeln“ entsteht aus Unsicherheit an der eigenen Identität. Die Angst, dass durch Überfremdung und Massenzuwanderung gefährliche Parallelgesellschaften entstehen, nutzen radikale Gruppierungen immer wieder als Nährboden für Sticheleien und Hetze. Die Themen Migration und Integration werden nach wie vor politisch instrumentalisiert. Man erinnere sich an Wahlplakate der FPÖ mit Slogans wie „Pummerin statt Muezzin“ und „Daham statt Islam“ oder jenem des BZÖ mit der Aufschrift „Wir säubern Graz“. Um eine gelungene Integration zu fördern, ist der Schutz und die Anerkennung unterschiedlichster kultureller Werte vonnöten und kein Platz für dominanten Patriotismus und falschen Nationalstolz. Immer wieder wird konstatiert, dass Migranten über soziale Defizite verfügen. Diese Argumentation verliert schnell an Boden, wenn man die Lage am Arbeitsmarkt näher betrachtet. Viele Migranten arbeiten in unterforderten Positionen und leiden an Dequalifikation, da ihre Ausbildung in Österreich nicht als gleichwertig anerkannt wird. Durch segregative Methoden wie befristete Arbeitsverträge und fehlenden Versicherungsschutz kommt es zu prekären Arbeitsverhältnissen. Unter diesen

Bedingungen kann man keine sichere Existenz aufbauen. Es fehlt an Gerechtigkeit. Wie soll eine gelingende Integration stattfinden, wenn keine Chancengleichheit gegeben ist?

Projekt Integration

Eine der wenigen österreichweiten Anlaufstellen, die sich für das Recht von Opfern und Zeugen diskriminierender Vorfälle einsetzt, ist ZARA: Zivilcourage, Antirassismusarbeit. Diese Organisation, die von Studenten gegründet wurde, gibt es seit nunmehr zehn Jahren. Zu ihren Aufgaben gehört die Dokumentation von Ungerechtigkeiten im öffentlichen Raum auf Basis nationaler Identitäten. Migranten haben, wie der alljährliche Rassismusreport von ZARA belegt, nach wie vor mit Ungleichheiten zu kämpfen. Sei es am Arbeitsplatz, am Wohnungsmarkt oder im öffentlichen Bereich. Betroffene berichten von Wohnungsinseraten, die ausländische Mieter oder Menschen mit dunkler Hautfarbe ausschließen, oder Jobinseraten, in denen das Kürzel „nur Inländer“ prangt. Es wird berichtet, dass Klienten nicht in Geschäfte oder Lokale gelassen, oder einfach nicht bedient werden. Zudem kommt es zu verbalen Beschimpfungen und körperlichen Attacken gegenüber Migranten, die von ZARA angezeigt werden und in einzelnen Fällen ein Gerichtsverfahren nach sich ziehen. Rechtliche Schritte sind jedoch nicht immer mög-

lich, da viele Betroffene ihren Fall lediglich dokumentiert wissen wollen. ZARA versucht in erster Linie als Ansprechpartner zu fungieren und Bewusstseinsarbeit zu betreiben, denn die Tendenz zur Verharmlosung hat sich bereits in der Gesellschaft manifestiert und schafft ein fruchtbares Klima für radikale Meinungen. Diese und andere Organisationen, wie beispielsweise Ute Bocks Flüchtlingsprojekt, „SOS Mitmensch“ oder die Plattform „no-racism.net“, setzen sich – mit oftmals bescheidenen finanziellen Mitteln – für die strikte Um- und Durchsetzung der Menschenrechte ein. Egal ob Inländer, Ausländer, Migranten, Asylanten, Frauen oder Männer – der Mensch steht im Vordergrund.

tea



www.comicsgegenrechts.at, © Havas (Idee), Schmidt (Foto), Wolf (Bearbeitung)



Foto: © Anna Sawerthal

In school, they told us that the definition of the word ‘nomad’ was someone who moved from place to place. Not once in a while, not on an occasional holiday or gap year, but all the time, moving. ‘Why?’ I remember asking, but my teacher was not impressed, probably because ‘why’ was not a question that made a frequent appearance on exams. I wondered briefly about these people, who I imagined wearing brightly-coloured robes and heavy ornaments, walking tirelessly barefoot across broad expanses of nothing. Of course I knew somewhere in my seven year old brain that they couldn’t possibly move all the time, nor walk all the time. But that is the image that has remained in my head to this day. And always, when I see them, they are walking away from me, never towards. It is their backs, fading to bright spots in the too-bright landscape, that I see.

It was never a particularly attractive picture. So it came as a shock to me when a friend turned to me the other day, a few months ago, during a heated debate on commitment, and called me a nomad. I thought of those people, walking unceasingly away from me across the desert in my head. And I looked at myself, perched sedately on an armchair in my own very comfortable flat, mandatory glass of wine in hand, looking pleasantly rooted and stationary, and realised, with a jolt of horror, that she was right.

We are a tribe, the nomads of our time. We are the ones never talked about. We are not the ones who moved to another country for reasons of career, prosperity, love, and built a community, a nest. We are the ones who are only mentioned with a despairing ‘she’s moving again?’ We are rarely the achievers, the model citizens, except by chance or accident. We are the ones who go through life searching always for something that is always just out of reach, perhaps in the next city, over the next hill, hidden in the next experience, in the next person we meet.

We are the ones for whom the questions, rather than the answers, are the goal most longed for. If I have asked all the questions I have ever wanted to ask, I tell myself, then it will not matter what the answers are. We are the ones for whom achievement without experience means nothing.

We leave pieces of ourselves wherever we go. Half a heart in Vienna, half a soul in Berlin. We rebuild with pieces of New York, fragments of Cairo to heal the wounds, anecdotes of Moscow to hide the emptiness in our eyes.

We always know each other, of course. A tribe always identifies itself. Not by the ornaments, or the clothing, in this, our century, but by the scars. We wear them almost like prizes, the deep burns across our hearts, the slashes in our armour. But the stranger knows us too. We have our roles picked out for us always. We are the entertainers, the jesters. We are the ones who always have a story, an anecdote, an ‘oh, when I was in Ulan Bator’ story, but we are also the ones who hover near the edges of the crowd at the end of the evening, holding a drink, but never quite part of the proceedings.

We are the ones for whom home is not a place, but rather an idea. A beautiful idea, cobbled together from moments half-remembered. And like all ideas, easily fallible. Home for us is something lost, something longed-for. We try, always, to return, but we have seen, sooner than everyone else, that home does not exist. It is a knowledge that must come to everyone, sooner or later, but we carry it with us, and it haunts us. We try and try to return, and find at every turn, that the road is our home, and that the journey is our destination, and this scares us as much as it scares you.

In our century, too, we find that everyone is one of us. We yearn foolishly for the existence of our parents, where a city was where you built a future, where a house was an anchor, where a person was the partner who would stand beside you for the whole of your life. And we ache for a world where the answers were written in stone, where the world and all its inhabitants did not hold a key to your heart, where the quest, if there was one, pointed inwards, not into infinite distance.

We nomads know, in our heart of hearts, that the world we have created for ourselves is more beautiful, and more fragile, than anything that has gone before. We know that the ties that bind us are more easily broken, and therefore more precious, than the roots of our ancestors. We cling more fiercely to the people we find, and nurture them more with more care, nurture them more carefully, and watch with more despair as they dissolve, as all things must. We know that with the breaking of barriers, comes too the breaking of walls which stop things from escaping.

We find, sooner or later, that everyone is lost, but not everyone has seen this, or recognised it. And we watch, with growing concern, the people who have not seen the truth. Like atheists, or fundamentalists, we have seen the truth, and we wait, sometimes, impatiently, for everyone to catch up.

We know that the answers that we seek are not in the next town, or the next person, but we seek nonetheless. We know that every piece of ourselves that we leave behind is a piece less that we have to give. We know this, and still we move. Like the nomads of my childhood imagination, we move, our backs to the world. And two decades later, I still wonder why.

AUF DER SUCHE NACH DEM ... ZWISCHEN FICTION UND SCIENCE

Warum Zeilinger nicht beamt und was Einstein davon hielt – Gedankensprünge zur Bewegungsfaulheit.



Viele von uns waren schon mindestens ein Mal in einer Situation, in der nach Abwägen aller realistischen zur Verfügung stehenden Optionen, in die eigenen kuscheligen vier Wände zu gelangen, unvermeidlich ein Gedanke in den Kopf schoss; „(Oida,) Jetzt würd’ ich mich gerne nach Hause beamen“. Befinden sich während so eines Motivationstiefs zur Ortsveränderung obendrein Physike-

rInnen im Raum wird auch noch laut ausgesprochen, was sich die Menschheit spätestens seit dem Science Fiction-Dauerbrenner *Star Trek* wünscht; „Könnt Ihr bitte endlich das Beamen erfinden?“. Unter dem Begriff *Beamen* oder auch *Teleportation* wird dabei gemeinhin eine quasi instantane Änderung des Aufenthaltsortes verstanden, in der Regel eindrucksvoll von kaskadierenden, die Gebeamen umkreisenden Ton- und Lichteffekten begleitet. In Anbetracht der Tatsache, dass wir Physikerinnen und Physiker das Konzept Faulheit in der Natur sehr gut kennen und seit langem studieren (wir nennen es eben Prinzip der kleinsten Wirkung), ist es umso bedauerlicher, dass bewegungsmüde Optimisten und Träumerinnen von uns leider enttäuscht werden.

Die bekannteste populärwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema stammt von Lawrence M. Krauss, einem US-amerikanischen Astrophysiker, der in seinem Bestseller *The Physics of Star Trek* versucht, die Phantasmen der Science Fiction-AutorInnen physikalisch zu beleuchten. Beim vorgeschlagenen Verfahren, dem Zerlegen von Objekten und Subjekten in ihre elementaren Bausteine und dem *Beamen* derselben an einen anderen Ort, stößt man schnell an biologische und physikalische Grenzen. Krauss wies darauf hin, dass für das Lösen der atomaren Bindungen in aller Materie zunächst etwa eine Milliarde Grad Temperatur nötig wären, denkbar ungünstige Bedingungen für Lebendtransporte also. Freie Neutronen, Protonen und Elektronen sind nach physikalischen Gesichtspunkten obendrein unmöglich *einzufangen*. die Information, welche unser Transporter über deren Aufenthaltsorte und Geschwindigkeiten bräuchte ist leider unscharf, darauf machte uns Quantenphysiker Werner Heisenberg lange vor *Star Trek* aufmerksam. Noch ein paar Jahre älter ist die Erkenntnis darüber, dass wir solch einen hypothetischen Materiestrom niemals schneller als das Licht reisen lassen können und dass das Erreichen von Fast-Lichtgeschwindigkeiten Ummengen von Energie benötigt, selbiges gilt auch fürs Abbremsen am Zielbeamhafen. Von einer Vorrichtung, die uns also in aller Gemütlichkeit sprichwörtlich augenblicklich von A nach B befördert, darf daher weiterhin bloß geträumt werden. Gerade in den Naturwissenschaften wäre es aber vermessen, die prinzipielle Möglichkeit zur

Teleportation auszuschließen, wenngleich es momentan nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten mehr als absurd erscheint. Technische Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sowie wissenschaftliche Paradigmen sind jedoch stets in einem geschichtlichen Kontext zu sehen.

Ein platonischer Warp-Antrieb?

Bei Aristoteles ist jede Veränderung Bewegung, hat einen Anfang und ein Ende, wobei das Potential zur Veränderung jeder sich bewegenden Sache sozusagen von vornherein innewohnt. Als einzig ewige Bewegungsform kennt er die Kinesis der Gestirne, die sich masselos und kreisförmig auf Immer bewegen. Der nach – stark vereinfachter – antiker Auffassung natürlichste irdische Bewegungszustand ist demnach die Ruhe, da keine Bewegung ohne äußeres Zutun abläuft und alle Bewegung der Ruhe zustrebt. Nur solange eine Kraft die Bewegung aufrecht erhält, das heißt, *Impetus* vorhanden ist, geht sie vonstatten. Diese physikalisch längst überholte Theorie ist unser aller Alltagserfahrung nach so plausibel, dass sie wohl die kinetische Auffassung eines Großteils der Bevölkerung ganz gut wiedergibt. Tests mit erstsemestrigen Physik-Studierenden zeigen, dass selbst unter offenbar physik-interessierten ehemaligen SchülerInnen drei Jahre Bewegungslehre (im heutigen Schul- und Unigebrauch Klassische Mechanik genannt) bei einem nicht unbeträchtlichen Anteil auf eine gewisse Unbeweglichkeit im Denken und Neu-Lernresistenz treffen. Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle erwähnt, dass

ein Körper in Ruhe oder gleichförmiger Bewegung verharrt, solange keine Kraft auf ihn wirkt. Diese Aussage heißt auch Erstes Newton'sches Axiom und gilt, trotz mehr als 300 Jahren auf dem Buckel, unbestreitbar noch heute und morgen. Eine solche Abstraktion auf fundamentale Bewegungsprinzipien ist eine beachtliche Geistesleistung, da sie der Empirie widerspricht. Unsere Welt wird von Reibungskräften dominiert, daher werden wir selbst beim Radfahren in der Ebene müde, müssen schaukelnde Kinder immer wieder abschieben und ein Billardspiel benötigt mehr als einen einzigen Stoß, weil die Kugeln aufgrund von Reibung zur Ruhe kommen. Das antike Verständnis von Bewegungsvorgängen ist so gesehen phänomenologisch korrekt, dringt jedoch nicht bis zu den zu Grunde liegenden Prinzipien vor. Wie man es dreht und wendet, hat darob jede Epoche ihre wissenschaftliche *Wahrheit*, wobei dieser Ausdruck in einem psychologischen und keinem wissenschaftstheoretischen Sinn verstanden werden möge. Es lässt sich nur mutmaßen darüber, wie eine Science Fiction-Serie à la Pythagoras, Parmenides und Platon ausgesehen hätte, aber die eine oder andere Utopie zum Thema Fortbewegung gehört für uns heute wohl zum Profan-Alltäglichen.

Das bisschen Einstein im iPhone

Die bis dato beste Theorie der klassischen Bewegungslehre (und daher Physik-Stoff dreier AHS-Klassen) geht auf den bereits erwähnten Isaac Newton zurück, der wohl als wichtigster Wissenschaftler aller bisherigen Zeiten bezeichnet werden darf. Das zweite Newton'sche Axiom war das erste physikalische Theorem, das – wenn auch zunächst in Worten – als sogenannte Differentialgleichung formuliert wurde und die *Änderung* und nicht die *Aufrechterhaltung* des Bewegungszustandes mit einer Krafteinwirkung in Verbindung brachte. In diesem Sinne ist jede Bewegung ewig, die Gestirne bewegen sich auf ihren Bahnen aber praktisch reibungsfrei und deshalb wird diese Kontinuität nur dort und im physikalischen Experiment unter künstlich hergestellten Bedingungen sichtbar. Ausgehend von diesem Bewegungsprinzip lassen sich Bewegungsgleichungen für alle möglichen praktischen und unpraktischen Situationen und Anwendungen formulieren, und Ingenieure bau-

en damit bis heute Tretroller, pferdelose Kutschen und Flugapparate. Durch jahrelange Gehirnwäsche in Schulen und Akademien lässt sich der menschliche Geist bisweilen sogar so weit bringen, dass sich ein intuitives Verstehen dieser Newton'schen Klassischen Mechanik einstellt und die von Reibung dominierte Kinesis des Alltags nichts als ein lästiger atmosphärischer Spezialfall einer gar entzückenden und ästhetischen Theorie der Bewegung ist.

Newton hat mit seinem wissenschaftlichen Hauptwerk, der *Principia Mathematica*, zweifelsohne mittelbar zu unzähligen technischen und weiteren wissenschaftlichen Errungenschaften beigetragen. Der nächsten und bis dato letzten großen Revolution der (makroskopischen) Bewegungslehre, der Speziellen Relativitätstheorie (SRT), wird schon deutlich weniger praktische Nützlichkeit zugetraut. Die Effekte und Konsequenzen der Speziellen Relativitätstheorie entziehen sich derart des menschlichen Alltags und einer empirischen Erfahrbarkeit, dass selbst einschlägig

Gebildete oft nur durchdringend akzeptieren aber nicht intuitiv verstehen können, wie die bewegte Welt in der Nähe der Lichtgeschwindigkeit funktioniert. Albert Einstein erkannte, dass selbst die so erfolgreiche Klassische Mechanik lediglich ein Spezialfall dieser deutlich abstrakteren und geradezu kontraintuitiven Theorie der Bewegungszustände ist. Die Spezielle Relativitätstheorie ist eine Verallgemeinerung der Newtonschen Klassischen Mechanik für hohe Geschwindigkeiten; insofern ist Newtons Theorie nicht falsch, sondern besitzt seit Einsteins Erkenntnis zu Beginn des 20. Jahrhunderts erst einen definierten Gültigkeitsbereich. Über den Daumen gepeilt können Sie sich bis etwa zu einem Zehntel der Lichtgeschwindigkeit getrost auf Newton berufen, sollten Sie vorhaben schneller zu reisen, wird dringend zu relativistischer Lektüre geraten.

Die von der Theorie vorausgesagten relativistischen Effekte machen sich aber nicht nur in schlecht gelüfteten Büros von theoretischen PhysikerInnen und schrulligen Science Fiction-AutorInnen (nicht selten in Personalunion) bemerkbar. Die militärischen Satelliten des *Global Positioning*

Systems GPS, einer Anwendung, die sich heute in Langstreckenraketen, Traktoren und Mobiltelefonen findet, müssen relativistisch korrigiert werden, um dauerhaft genau zu arbeiten.

Etikettenschwindlig?

Vermutlich hätte Einstein die Idee einer Teleportationsmaschine gefallen, er soll von der gemütlichen Sorte Mensch gewesen sein. Zu Beginn seiner

Karriere waren die Quantenmechanik und damit Heisenbergs dem Beamen abträgliche, eingangs erwähnte Unschärferelation auch noch nicht bekannt. Was hingegen recht deutlich überliefert ist, ist, dass Einstein später die Quantenmechanik, also die Beschreibung der Bewegung von elementaren, mikroskopischen Teilchen nicht wirklich gefallen hat.

„Es scheint hart, dem Herrgott in die Karten zu gucken. Aber dass er würfelt und sich telepathischer Mittel bedient (wie es ihm von der gegenwärtigen Quantentheorie zugemutet wird), kann ich keinen Augenblick glau-

ben.“ Brief an Cornelius Lanczos, 21. März 1942

Gerade ein Phänomen der Quantenphysik macht aber momentan reißerische Schlagzeilen in populärwissenschaftlichen Publikationen, indem man sich spitzfindigerweise des einschlägigen Science Finction-Jargons bedient. Anton Zeilinger, der österreichische Vorzeigephysiker aus Ried im Innkreis, konnte viel Aufmerksamkeit mit seinen Teleportationsexperimenten auf sich ziehen. Dabei wird beim Zeilinger'schen Beamen keine Materie trans- oder teleportiert, sondern ein wie Einstein ihn nannte *telepathischer* Effekt der Natur ausgereizt, die sogenannte *Verschränkung* von Quantenobjekten. Einstein nannte den selben Effekt auch „spukhafte Fernwirkung“, was seine Skepsis und Überheblichkeit in Bezug auf diese neue Physik gleichermaßen zum Ausdruck bringt. Dabei ist diese Verschränkung weder spukhaft noch telepathisch, sondern ein weiteres Puzzleteil zum Verständnis der Natur und ihrer für unsere postprimatistischen Kleingeister mitunter aberwitzig anmutenden Erscheinungen. Aber auch das ist eine andere Geschichte.

hh

Weiterführendes:

<http://www.tempolimit-lichtgeschwindigkeit.de/>
<http://homepage.univie.ac.at/franz.embacher/>
<http://www.quantum.at/>



EIN KLEINER STREIFZUG DURCH DIE PSYCHOTHERAPIE

Wer in unseren Tagen für seine Psyche Hilfe sucht, kann auf ein großes Angebot zählen – braucht aber auch Orientierung, um nicht an falschen Türen anzuklopfen ...

Wir leben in einer unruhigen Zeit mit mannigfaltigen Anforderungen, die an uns gestellt werden. Viele Menschen nehmen den Kampf im (und hoffentlich nicht gegen das) Leben als gegeben hin. Manche mögen sich aber nicht mit dem eingehandelten „status quo“ arrangieren oder fühlen sich inzwischen schlichtweg unfähig, in irgendeiner Form weiterzumachen. Falls es in dieser Situation des gestörten Empfindens, Denkens und Handelns nicht ein stabiles Netz (er)tragen (können)der Freunde oder Verwandter gibt, der kirchliche Seelsorger als Ratgeber ausscheidet, so empfiehlt sich die Konsultation eines Psychotherapeuten. Doch welcher Therapeut ist nun der beste für mich? Meistens ist der Leidensdruck der Betroffenen groß genug, um hinsichtlich der Wahl anspruchslos zu werden – Hauptsache bald ein freier Termin, ggf. räumliche Nähe und leistbare Tarife, ferner soll die Chemie stimmen. Das ist zweifellos ein wichtiger Punkt – allein die Wesensart des Therapeuten hängt auch maßgeblich von seiner Schulrichtung ab und insofern lohnt es sich, sich mit den verschiedenen Methoden einmal auseinander zu setzen. Eine gute Einstiegshilfe bietet hier der im österreichischen Raum schon zum Klassiker gewordene Band von Stumm/Wirth: „Psychotherapie. Schule und Methoden. Eine Orientierungshilfe für Theorie und Praxis“.

Lohnende Fragen an Psychotherapie
Dem Leser des übersichtlich gegliederten Buches wird schnell klar, dass Psychotherapie nicht gleich Psychotherapie ist. Da gibt es Verfahren, die eher

analytisch Vergangenes fokussieren – andere wiederum stellen das Jetzt ins Zentrum und entwerfen eintrainierbare Szenarien für eine pragmatische Zukunftsgestaltung. Es macht daher Sinn, die Schulmethoden zu befragen: wie gedenkt ihr meine (überhaupt als krankheitswertig eingestufte?) Störung zu therapieren, *bevor* man den meist lange dauernden Versuch einer (Selbst-)Begegnung wagt. Weitere gute Fragen sind: welches sind philosophische Grundlagen, wie sieht das zugrunde gelegte Persönlichkeitsmodell aus, was definiert diese Richtung als summum bonum – also als gesund? Wie gelangt man im therapeutischen Prozess in diese Richtung, welche Rollen spielen hierbei Therapeut und Klient, respektive: welche Aufgaben haben sie zu erfüllen? Mit diesen Fragen gerüstet, kann man sich nun an die diversen Schulen wagen – über ein Dutzend sind in Österreich kassenfähig, sprich, der Klient erhält einen (relativ kleinen) Teil der Behandlungskosten refundiert. Andere Richtungen wären zur Gänze privat zu tragen. Im Folgenden sind exemplarisch zwei Ansätze herausgegriffen, diese werden verglichen und auf ihre Eigentümlichkeiten hin kommentiert. Die Wahl fiel auf zwei wohl recht bekannte Methoden: den personenzentrierten Ansatz und den der existentiellen Psychotherapie. Letztere ist eng mit dem Namen Irving D. Yalom verbunden – zumindest den lesefreudigen Wienern durch sein Buch „Und Nietzsche weinte“ bekannt, war es doch vergangenes Jahr das kostenfreie Wienbuch. Yalom schrieb weitere lesenswerte Romane (so auch „Die Schopenhauer-Kur“), in denen er seine theoreti-

schen Ansätze leicht nachvollziehbar anhand eines spannenden Plots illustriert. Dem wissenschaftlicher ausgerichteten Publikum sei sein Klassiker „Existentielle Psychotherapie“ oder der Neuling „In die Sonne schauen“(2008) anempfohlen. Doch worum geht es nun Yalom, den man als Vertreter der dritten Wiener (und dadurch selbstverständlich: Psychoanalytischen) Schule bezeichnen kann?

Die existentielle Psychotherapie
Er vertritt die Meinung, dass der Mensch verschiedensten Existentialen (man verzeihe das schwere heideggerische Wort – gemeint sind dem Leben zugehörnde elementare Erfahrungen) ausgesetzt ist. Dadurch, dass er sich aber diesen Bedingungen der condition humaine nicht rückhaltlos stellen will (und auch nicht immer kann), züchtet er sich seine (verdrängungsbedingten) psychischen Probleme. Beginnt sich der Klient jedoch diesen Grundtatsachen des Menschseins wie Endlichkeit, Phasen der Vereinzelung, Anfälligkeit von externen Systemen zu stellen und seine diesbezüglichen Gefühle zu klären, so lösen sich die Gewitterwolken bzw. es entsteht die Sicht: der Regen im Leben ist Bedingung für künftigen Sonnenschein. Gesund ist der Mensch, wenn er sich den Wogen des Lebens aussetzen kann und sich nicht verbirgt, in der Hoffnung, so Schaden abzuwenden – in Wahrheit kann er nämlich nicht sein richtiges Leben im Fal-schen (Rahmen) erfahren. Eine Orientierung an den großen Individualisten der Philosophiegeschichte Epikur und Nietzsche („Was mich nicht umbringt macht mich nur härter“) ist Yalom anzumerken. Diese philosophischen Inhalte bringt er auch immer wieder ins therapeu-

tische Setting ein. Hier führen zwei gleichberechtigte Partner ein ernsthaftes Gespräch über wesentliche Lebensfragen und der Therapeut deckt offensiv die hinderlichen Arrangements des Klienten auf – er mischt sich analytisch und durchaus stark interpretierend ein. Yaloms Besonderheit ist die Aufgabe der Abstinenzregel – war es unter Freuds Schülern lange Konsens, nichts Eigenes in die Therapie einzubringen, so vertritt Yalom die Auffassung, dass die Selbstoffenbarung des Therapeuten (mein Umgang mit diesem Problem ...) dem Klienten oftmals dienlich ist. Der Klient verpflichtet sich im mindestens wöchentlichen Setting zum rückhaltlosen Offen-sein, die Befragung und Argumentation mit dem Therapeuten kann durchaus sehr konfrontativ sein. Ziel einer personenzentrierten Therapie ist also die Bereitschaft zu mehr Veränderung, Flexibilität und Aktivität im Lebensprozess des Klienten. Erreicht wird das durch ein Setting pro Woche, in dem der Klient seine Themen mitbringt und der Therapeut überwiegend re-formulierend konkretisierend agiert und positive Tendenzen unterstützt.

(K)Ein Fazit

Was ist nun besser? Pauschal kann diese Frage sicher nicht beantwortet werden – es zeichnet sich aber ab, dass Personen, die ein paternalistisches Arzt-Patient-Verhältnis gewohnt sind, mit dem Freiraum, den die personenzentrierten Verfahren bieten ihre (Anfangs-)Probleme haben werden. „Mein Therapeut sagt mir ja gar nichts (Neues)“ ist ein oft gehörter Klageruf, der durchaus seine theoretische Legitimität hat. Im Wohle der Klienten wäre daher über die Arbeitsform anfangs also unbedingt zu informieren – auch über die Intention derselben. Die philosophischen Grundlagen verdienen auch immense Aufmerksamkeit, was hält meine Methode eigentlich für ein gutes Leben? Und nehme ich ihr das zugrunde gelegte Menschenbild ab? Hier gilt es ein Maximum an Übereinstimmungen zu finden und ggf. wäre ein objektiver „Therapy Coach“ eine gute Sache, der anhand der sichtbaren Persönlichkeit eine geeignete Therapieform für den unerfahrenen Klienten vorschlägt und so die Abbruchfrustrationen (inkl. der damit verbundenen Kosten) reduzieren hilft.

lr

das Mauredokolleté



Zwischenmenschliche Enthüllungen Underwater Love

Wer im Hochsommer in der Wiener Innenstadt lauschige Sommerabende in Zweisamkeit verbringen will, dem bleibt in Ermangelung einer vor Nachbarsblicken geschützten Dachterrasse nur die ehrwürdige Altbauwohnung. Und für diese gilt bekanntlich von Juni bis August: Innentemperatur ist gleich Außentemperatur plus noch ein bisschen was. An den Tagen, an denen ein Weg zum Billa einem Marsch durch die Lut-Wüste gleich, litt mein Liebster Höllenqualen. Nur bei dem Gedanken sich zu bewegen, versammelten sich Schweißperlen auf seiner Stirn. Jeder Akt wurde zum Kraftakt, auch der unsrige. Und so begann es. Kleine Wassertropfen fielen auf meine Stirn und verloren sich in meinen Haaren, ließen sich auf meinen feuchten Lippen nieder, beträufelten meine Wangen, benetzen die geschlossenen Lider. Er war heiß. Buchstäblich. Die Temperatur in der unmittelbaren Umgebung meines Geliebten war innerhalb von wenigen Minuten auf gefühlte 50 Grad gestiegen. Ich rang nach Atem und versuchte dem schwer arbeitenden Mann über mir Einhalt zu gebieten. Doch zu spät, seine Lust brach wie ein Wärmegewitter über mich herein und ein Platzregen aus dicken Schweißtropfen überschwemmte mein Gesicht, strömte über meine Brüste und flutete meinen Bauchnabel. Ruft die Feuerwehr, holt Sandsäcke, das geht so nicht! Ich flüchtete unter die Dusche. Als ich zurück kam, saß er, etwas verstört über den plötzlichen Abbruch der Mission, immer noch am Bett und sah aus als hätte ihn jemand mit einem Kübel Wasser übergossen. Entschuldige, sagte er, und blickte auf das klatschnasse Leintuch. Mach dir nichts draus, mein Schatz, der nächste Regen kommt bestimmt.

bix

ÜBER DIE SPAZIERGANGSWISSENSCHAFT

Warum Landschaftsbetrachtung gelernt werden muss und ob das auch fürs Spaziergehen gilt.

Ein Grüppchen von StudentInnen promenierte durch den Votivpark. Ganz vorne spaziert Professor oder Professorin, belehrt über richtiges Schuhwerk, optimalen Proviant und ob man sie nun nehmen darf oder nicht, die Nordic-Walkingstecken. Mag sein, dass es einen USI-Kurs gibt, der sich so, oder so ähnlich, abspielt, mit Spaziergangswissenschaft hat die beschriebene Szene wenig zu tun. Denn Spaziergangswissenschaft ist kein Sonntagsspaziergang. Das ungewöhnliche Fach hat auch nicht zum Ziel, richtiges Spaziergehen zu lernen. Viel mehr geht es, durchaus wörtlich, um ein konzentriertes und bewusstes Wahrnehmen der Umwelt, ob Landschaft oder Stadtraum, und um Mobilität und deren Auswirkungen auf das Planen und Bauen. Das Gehen wird dabei zum wissenschaftlichen Instrument der „Promenadologie“ (engl.: „Strollology“).

„Landschaft ist unsichtbar“

„Nicht in der Natur der Dinge, sondern in unserem Kopf ist die „Landschaft“ zu suchen“, schreibt Lucius Burckhardt in seinem Buch „Warum ist Landschaft schön?“. Der Schweizer Stadtplaner und Soziologe hat gemeinsam mit seiner Frau Annemarie die Spaziergangswissenschaft in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gegründet. „Landschaft wahrzunehmen, muss gelernt sein“, so Burckhardt. Wie eine schöne oder regional typische Landschaft auszusehen hat, werde als gesellschaftliches Wissen weitergegeben und sei nicht per se in die Landschaft eingeschrieben. Der Medienforscher Marshall McLuhan bringt das mit dem Zitat „Environments are invisible“ auf den Punkt. In den Worten des Spaziergangswissen-

* USI: Am „Universitätsportinstitut Wien“ können sich StudentInnen und AkademikerInnen u.a. in „Armbrustschießen“ üben, in die „Circusschule“ gehen, sich beim klassischen „Konditionstraining“ verausgaben oder sich zum „Nordicwalkinglehrer“ ausbilden lassen.

schafters Lucius Burckhardt: „Die Landschaft ist so unsichtbar, wie die Sprache unhörbar ist; sichtbar und hörbar sind nur Farben und Laute, aber die Erscheinungen, die sie in den Sinnen der Empfänger hervorrufen, müssen erst erforscht werden. Ist es ein Zufall, dass der erste Schilderer der Landschaft blind war – Homer?“

2003 starb Lucius Burckhardt – und damit auch die Spaziergangswissenschaft, zumindest die Möglichkeit, Promenadologie als Nebenfach an der Uni Kassel studieren zu können. Martin Schmitz, ehemaliger Schüler von Lucius Burckhardt, führt die Forschungsspaziergänge heute im Sinne Burckhardts, weiter, wenn auch in gekürzter Form: seit 2006 vergibt der Fachbereich „Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung“ der Uni Kassel einen zweistündigen Lehrauftrag. Auch an der Uni Leipzig können einzelne Lehrveranstaltungen zur Spaziergangswissenschaft, geleitet von Betram Weisshaar, besucht werden.

Forschungsfragen nachgehen

Für die Spaziergangswissenschaft ist der Blick auf die Umwelt methodische Grundlage. Dazu gehört der Spaziergang selbst: gemeinsam mit seinen StudentInnen ist Lucius Burckhardt in zahlreichen Forschungsspaziergängen Fragen nachgegangen, wie: Was ist Landschaft, was ist Stadtbild? Welche Landschaft wird weshalb als schön definiert? Als intakt oder schützenswert?

Zwischen dem oder der SpaziergängerIn und dem Betrachtungsfeld stellt sich ein System, das die Betrachtung steuert. Bei der Großglockner-Landschaft gehört die Höhenstraße ebenso dazu, wie zutrauliche, überfettete Murmeltiere und die schmelzende Gletscherzunge. „All dies lag schon im Kopfe bereit, bevor der Spaziergang überhaupt begonnen wurde“, so Lucius Burckhardt. Der Genuss des Spaziergangs liege in einem mehr oder weniger starken Wiedererkennen dieser Elemente,

gestützt durch ein Herausfiltern des Störenden, etwa der weggeworfenen Cola-Dose am Wegrand. Bei zu großen Störungen „tritt ein anderer Mechanismus ein“, erklärt Burckhardt: „Die Landschaft erscheint als „verschandelt“, die Umwelt als geschädigt.“ Jene Vor-Formulierungen, die die Wahrnehmung von Landschaft leiten, sind zentrales Untersuchungsobjekt der Spaziergangswissenschaft. Ziel der Promenadologie ist es, Landschaft als Konstrukt zu entschlüsseln, gängige Sichtweisen zu entlarven und damit andere Betrachtungsweisen von Landschaft zu ermöglichen.

Zebrastreifen oder das falsche Geschenk an die FußgängerInnen

Die Landschaftswahrnehmung ändert sich je nach Verkehrsmittel, das benutzt wird. Eisenbahn, Auto und Billigflieger haben eine Beschleunigung mit sich gebracht, auch was unseren Blick auf die Welt betrifft: schneller unterwegs zu sein bedeutet einen Verlust an den Details der Umwelt. Der Blick wird verengt. „Heute haben wir Autospaziergänge“, so Lucius Burckhardt, die Spaziergänge zu Fuß seien im Rückgang. Der Blick durch die Windschutzscheibe bringt spürbare Veränderungen mit sich: Der Stadtraum wird den FußgängerInnen durch den zunehmenden Autoverkehr nach und nach enteignet. Der Spaziergangswissenschaftler Burckhardt spricht von einer „scheibchenweisen Wegnahme“: „Die städtische Umwelt hat sich langsam, aber kontinuierlich verschlechtert. Mit jeder Maßnahme wird dem Stadtbewohner etwas weggenommen. Diese Wegnahme erfolgt aber immer im Jubelton des Geschenkes, nämlich der Schaffung größerer Sicherheit.“ Der Zebrastreifen führt die FußgängerInnen zwar (oft vermeintlich) sicher über die Straße, schränkt aber gleichzeitig die Bewegungsfreiheit ein: die Straße darf nicht mehr frei überquert werden, sondern nur an einer bestimmten Stelle. Stellt sich der Zebrastreifen als

nicht sicher genug heraus, kommt eine Ampelanlage hin – und damit heißt es für das Fußvolk warten. Endlich an der Station angekommen, ist U-Bahn, Straßenbahn oder Zug längst abgefahren.

Über Fahrzeuge, Gehzeuge und Stehzeuge

„Der öffentliche Raum gehört dem Auto“, so Hermann Knoflacher, emeritierter Professor am Institut für Verkehrsplanung und -technik der TU Wien. Er hat 1980 das „Gehzeug“ entwickelt – ein Holzrahmen, den sich eine Person umhängen kann und der größenmäßig der Fläche eines Autos entspricht. Hermann Knoflacher spazierte mit umhängtem Gehzeug durch Wiens Straßen, um darauf aufmerksam zu machen, wie viel Platz Autos im Stadtraum beanspruchen.

Auch der Spaziergangswissenschaftler Lucius Burckhardt hat ähnliche Aktionen organisiert: so stellte er am Straßenrand, wo üblicherweise Pkw's parken, einige Schreibtische auf und diskutierte gemeinsam mit seinen StudentInnen ebendort über den Verlust von Stadtraum: „Über parkende Schreibtische regten sich die Leute auf, über parkende Autos, die gleich daneben standen, zeterte niemand. Das ist Schulung der Wahrnehmung unbeachteter gesellschaftlicher Zusammenhänge.“ Die Definition von Parkplatz seitens der Spaziergangswissenschaft lässt Spielraum für die Nutzung des Parkplatzes als öffentlichen Raum zu: „Ein Parkplatz ist eine Einrichtung, bei welcher man auf einer kleinen Fläche des öffentlichen Raumes gegen Erstattung einer Gebühr ein persönliches Ding für eine begrenzte Dauer abstellen darf. Sehr verbreitet ist das Abstellen von Fahr- bzw. Steh-Zeugen.“ Wenn Sie das nächste Mal neben Ihrem parkenden Auto einen Kasten stehen sehen, dann wissen Sie, wie ich das Platzproblem in meiner Wohnung gelöst habe.

ger

DAS WANDERN – NICHT NUR DES MÜLLERS LUST

Warum Wandern in unserer Zeit ein heilsames Vergnügen sein kann, sofern man es schafft, den Leistungsanspruchsgedanken nicht in luftige Höhen mitzuschleppen ...

Wer kennt es nicht, das Volkslied, wonach der Müller (als Stellvertreter aller Handwerker) schlecht ist, wenn ihm „niemals fiel das Wandern ein“? Das Loblied auf die Mobilität (denn damals war man wenn, dann zu Fuß unterwegs) steht in engem Zusammenhang mit der erwünschten Kompetenzerweiterung, die sich der Geselle in der Regel „auf der Walz“, also während seiner „Lehr- und Wanderjahre“ aneignete. Doch auch abseits dieser hier gesanglich eingeforderten Qualitätssicherung durch Kenntnisvielfalt wird im alten Liedgut das Wandern um seiner selbst Willen gelobt. In unseren Tagen schreiben ferner viele bekannte Autoren ihre Wander- und Pilgererfahrungen auf, man denke nur an den allmählich wieder aus den Bestsellerlisten verschwindenden Paulo Coelho („Auf dem Jakobsweg“) oder Hape Kerkelings „Ich bin dann mal weg“. Doch nicht diese mitunter launischen Werke sollen im Zentrum stehen – sondern verallgemeinerbare Wandererfahrungen – die Frage lautet: worin besteht das Heil der Bewegung in freier Natur?

Der Körper wird gefordert ...

Nun, das Wandern hat unbestritten positive körperliche Effekte – sofern man nicht gerade der Spezies angehört, die mit der Gondelbahn den Berg hinauffährt und dann die Knie belastend über 1000 Höhenmeter hinabtrabt. Wenn man (Berg-

oder Genuss-)Wandern aber mit etwas Kenntnis der eigenen Belastungsgrenzen betreibt und immer knapp unter dem Limit verbleibt, dann kann diese gleichförmige Bewegung eigentlich nur gut tun. Und letztlich hängt es nur von der Mentalität des jeweiligen Wanderers ab, wie hoch er hinauf muss („In eisige Höhen“ gar?), um Glück bei dieser Form von Ausdauersport zu empfinden. Und wie bei jeder Form von beständiger Körperanstrengung wächst mit jeder zusätzlichen Minute des Tuns der Stolz über die eigenen Fähigkeiten, die wundersame Freude „was ich nicht alles kann“ stellt sich ein.

Der(s schönste)Wegi std asZ iel...

Wer sich eher an anstrengende Wandererlebnisse erinnert, der hat sich wohl etwas zu viel herausgefordert. Doch auch demjenigen können positive Erinnerungen kommen, wenn er an die vergangenen Touren denkt: links und rechts der Laufstrecke liegen oftmals bezaubernde Landschaften. Und diese genießt man schon immer – sozusagen en passant – mit. Denn ganz anders als bei so vielen Prozessen, die wir im Alltag passiv beobachten können oder aktiv vollziehen müssen, zählt beim Wandern nicht nur das Endziel.

Der Weg ist das Ziel – nicht der schnellste und steilste Zugang zum Gipfel oder zur Aussichtswarte zählt, sondern der schönste Weg wird oftmals gewählt. Und diese inzwischen selten gewordene

Erfahrung erfreut: Nicht erst beim Erreichen von etwas, sondern bereits beim Vollziehen das Gefühl zu haben: „es hat sich gelohnt“.

In guter Gesellschaft ...

Wandern kann zudem ein soziales Vergnügen sein. Wer mit Freunden wandert, profitiert oftmals von kompetenten Kartenlesern und (impliziten) Motivatoren. Und er führt wohl auch das eine oder andere gute Gespräch – über „Gott und die Welt“. Die Gespräche (die beim alleinigen Wandern in mannigfaltigen Gedankenströmen gleichermaßen auftreten) haben in freier Natur, in erhabenen Höhen, zumeist eine tiefere Qualität. Wer sich durch körperliche Anstrengung über die Alltagsräume hinweg begibt, der lässt die kleinen Fragen oft gleichermaßen zurück und stellt sich den großen. Nicht von ungefähr waren große Sinn-sucher wie der Philosoph Friedrich Nietzsche oder der die Logotherapie begründende Psychoanalytiker Victor E. Frankl begeisterte Wanderer. Beide lobten den zentrierenden und klärenden Effekt, der sich beim wandernden (Selbst- und Welt-)Überwinden einstellt.

Unverfügbarkeiten erkennen ...

Und beide Denker hätten ein Weiteres am Wandern gleichermaßen zu schätzen gewusst: angesichts des schlechthin Großen (vgl. Schillers „Aus-

führungen zum Pathetischen“) der Natur, seien es nun Höhen oder auch die unverfügbare Witterung, spürt der Mensch erst wieder seine nur relative Größe: nämlich seine Kleinheit.

Dadurch wird auch der Alltag mit beeinflusst: genauso wenig wie ich am Berg alles kann, geschweige denn können muss (denn hier wäre Selbstüberforderung nicht nur gefährlich, sondern gar lebensbedrohend) – genauso wenig muss ich in den Vollzügen des Alltags alles zu erreichen trachten. Hier kann uns das Wandern ein Mikrokosmos des Lebens sein.

Wir können lernen, auch im übertragenen Sinne Blumen am Wegesrand zu schätzen, eigene Kräfte zu erkennen und notfalls umzukehren, anstatt ins Verderbenzulaufen.

lr



Fotos: © hh

Foto: © hh



Foto: © ea

WILLST DU DEINEN NAMEN TANZEN?

Die Eurythmie ist in vielen Bereichen zu Hause: Sie ist eine künstlerische Bühnendarstellung, wird an Waldorfschulen gelehrt oder als Heilmittel eingesetzt. Ein ehemaliger Waldorfschüler tänzelt in seiner Erinnerung und porträtiert die knapp hundertjährige und dennoch zeitgenössische Raumbewegungskunst nach Rudolf Steiner.

Sage ich in einem Gespräch, ich bin an eine Waldorfschule gegangen, tritt unverzüglich eine unvermeidliche Frage auf: „Kannst du auch deinen Namen tanzen?“ „Aber natürlich!“, gebe ich freudig zur Antwort, worauf sofort die Aufforderung folgt: „Dann mach‘, bitte, bitte!“ Meistens gehe ich dem Wunsch auch gerne nach. Zugegeben, Eurythmie zählte zu Schulzeiten nicht unbedingt zu meinen Lieblingsfächern, und doch: meinen Namen tanzen, das bekomme ich auch knapp ein Jahrzehnt nach Ende der Waldorfschulzeit noch locker hin. Seit wenigen Jahren geistert der immer öfter inflationär verwendete Spruch „Ich kann meinen Namen tanzen“ durch sämtliche Internetforen, tausende soziale Netzwerker haben sich in virtuellen Gruppen zusammengeschlossen und tauschen sich über Grundschr

itten. Eurythmie ist eine zeitgenössische Raumbewegungskunst, ist Dichtung und Musik, Tanz und Schauspiel in einem. In der Eurythmie werden Sprache und Musik durch Bewegungen sichtbar gemacht, das heißt, Eurythmisten erzeugen tänzerisch und gestikulierend darstellerische Formen.

Zeitgenössische Tanzkunst und mehr

Eurythmistische Darstellungen bieten ein breites Spektrum an Anwendungsmöglichkeiten und gliedern sich in verschiedene Bereiche. Man unterscheidet die künstlerische, die pädagogische und die therapeutische Eurythmie, letztere wird Heileurythmie genannt und als Therapieform und Heilmittel von einigen Krankenkassen in Deutschland anerkannt. Als ehemaligem Waldorfschüler ist mir naturgemäß die Eurythmie aus schulischer Sicht am bekanntesten. Wie eingangs erwähnt, fand das an Waldorfschulen fest integrierte Unterrichtsfach bei den meisten Schülern und Schülerinnen wenig

Anklang. Warum das so war, kann ich schwer und nur versuchen zu beantworten; und vielleicht ist es auch hinfällig, da mir Fächer wie Chemie oder Physik ebenso wenig zusagten. Natürlich, Eurythmie zu machen ist anstrengend. Eine ganz andere Anstrengung als es aus dem Sportunterricht bekannt ist. Es müssen weder Ballspiele noch Laufduelle gewonnen werden, es geht überhaupt um etwas anderes als zu gewinnen. Das Gehen von bestimmten Formen – zum Beispiel eine Acht, die im fortgeschrittenen Stadium gespiegelt und verdoppelt gegangen wird – und die Koordination von darstellerischen Gesten mit dem entsprechenden Rhythmus zur begleitenden Klaviermusik verlangt große Aufmerksamkeit und Konzentration. Die Eurythmisten sind bei der Ausübung ihrer Tätigkeit stumm, verlangt die Darstellung einen gesprochenen Text, spricht eine Person vom Rand des Geschehens den Bewegungskünstlern zu. Die pädagogisch-didaktische Eurythmie gibt es seit 1919, ihre Entwicklung geschieht mit der Gründung der Waldorfschulen. Sie ist dafür gedacht, den Sportunterricht zu ergänzen und sowohl die Konzentrationsfähigkeit als auch das soziale Miteinander zu fördern. Hier werden die Grundsteine gelegt für diejenigen Menschen, die später den gewissen Vorteil im Leben besitzen, unter anderem auch ihren Namen tanzen zu können.

Sprache und Musik

In der Eurythmie wird weniger jeder einzelne Buchstabe herausgestellt, es sind vielmehr Vo-

und Begründer der Anthroposophie, Rudolf Steiner, der sie ab dem Jahre 1912 entwickelte. Das Aufkommen der neuen Bewegungskunst kann in einem tanzgeschichtlichen Zusammenhang gesehen werden und geht einher mit der Revolutionierung des Tanztheaters und mit einem neuen Körperbewusstsein zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Lory Maier-Smits war 1912 die erste Eurythmistin.

Farbenfroh

Bei der künstlerischen Eurythmie, die auf großen Bühnen zu farbenprächtigen Aufführungen gebracht wird, stehen Ausdruck und Ästhetik im Mittelpunkt. Eurythmisten und Eurythmistinnen tragen lange Seidengewänder in verschiedenen Farben, die sie anmutig erscheinen lassen und sowohl für die weichen, langsamen als auch für die impulsiven Bewegungen unterstützend wirken. Ob choreographische Gruppeninszenierungen oder solistische Darstellung, das Bühnenbild erstrahlt immer in vollen Farben. Alles ist im Einklang, der Mensch und seine Bewegungen im rhythmischen Geflecht, stets darauf bedacht, die Form des Kunstwerkes als Ganzes zu wahren.

Die Eurythmie als Heilkunst, hervorgegangen aus der seit 1921 durch Rudolf Steiner entwickelten Anthroposophischen Medizin, findet immer mehr Anklang. Neben dem Ziel, Körper, Geist und Seele in ein Einverständnis zu bringen, kommen spezielle therapeutische Formen für bestimmte Bereiche zur Anwendung, beispielsweise in der Augen- oder Zahnheileurythmie. Nicht zuletzt bieten Firmen

für ihre Mitarbeiter Heileurythmie an und versuchen so, ein positives Arbeitsklima zu wahren. Das Ereignis einer Eurythmieaufführung kann man zum Beispiel am Goetheanum in Dornach in der Schweiz erleben, wo große und aufwendige Inszenierungen stattfinden. In diesem Zentrum der anthroposophischen Bewegung ist es ebenso wie in vielen anderen Ländern möglich, Eurythmie zu studieren. In Wien kann die Ausbildung zum Eurythmisten an der Bildungsstätte für Eurythmie erworben werden. Hier besteht für alle „Namen-Tänzer“ die Möglichkeit, ihre Kenntnisse zu ergänzen und zu verfeinern. Als Kostprobe und zur besseren Anschaulichkeit finden sich auf You Tube Videos, zum Beispiel mit der Eingabe „Alanus Hochschule Eurythmie“.

gil

Infos und weiterführende Literatur:

Rudolf Steiner: Eurythmie. Die Offenbarung der sprechenden Seele. 3. Aufl. Dornach: Rudolf Steiner Verlag, 1999.

www.goetheanum.org
www.eurythmie-wien.at
www.alanus.edu

WIE FIT SIND SIE?

Sie möchten wissen, was ihr Körper hergibt, aber sich weder dafür anstrengen müssen, noch teures Geld dafür ausgeben? Dann sind

Sie hier richtig. Mit dem absolut top-professionellen Bagger-Fitness-Test® erfahren sie, wie es um Ihr körperliches Wohlbefinden steht. Addieren Sie die nachstehenden Punkte der von Ihnen angekreuzten Antworten – das Testergebnis erfahren Sie anschließend auf Seite 16. Also los: Und eins – und zwei – und eins – und zwei – ...

Test

1. Welche Sportarten betreiben Sie?
Lachyoga und Retro-Running (3)
Fußball, Schirennen und Formel Eins (1)
Wehrsp ähhh, Paintball. (5)
2. Wie viele Liegestütze schaffen Sie?
Hundert – mit einer Hand (5)
Liegestütze sind schlecht für die Yin-Meridiane. (3)
Gilt es nur dann, wenn man wieder nach oben kommt? (1)
3. Wie kommen Sie täglich zum Arbeitsplatz?
Ich schleppe mich vom Bett zum Computer. (1)
Radfahren (5)
Schwarzfahren (3)
4. Was fällt Ihnen zu „Muay Thai“ ein?
Asiatisch ist nicht gerade meine Lieblingsküche. (1)
Gesundheit! (3)
Im Judo bin ich besser. (5)
5. Geben Sie ein Statement zum Thema „Wellness“ ab!
Ach, das ist bereits out – Ich schwöre auf Selfness! (5)
Ich dachte, es geht um Fitness? (1)
Eine heuchlerische Modeerscheinung des Neoliberalismus (3)
6. Nun zur Ernährung: Welches Kochbuch findet sich in Ihrem Bücherregal?
„Schweinsbraten & Co.“ von Ex-Gesundheitsministerin Kdolsky (5)
„Kochen mit Andi und Alex“ von Alex (1)
„Küche totalitär“ von Wladimir Kaminer (3)
7. Was halten Sie von vegetarischer Kost?
Als Beilage ganz passabel. (5)
Wenn ich das nur höre, bekomme ich schon Eisenmangel! (1)
Nichts, sofern es einen Schatten wirft. (3)
8. Und zu guter Letzt: auf welche täglichen Laster wollen Sie nicht verzichten?
Wollen schon! (1)
Auf das zehnte Bier und die vierte Packung Tschik. (5)
Ginseng, Bachblüten und (ärztlich verordnetes) Marihuana. (3)

pro



Prolog: Das Folgende ist ein Zwischenergebnis, resultierend aus schätzungsweise vier Treffen mit Howard Katz. Unser erstes Interview vom 07.08.2010 haben wir verworfen. Öde Worte zum Thema Bewegung schienen an der Sache vorbeizugehen. Zu starr, zu wenig humorvoll, missverständlich, um nur ein paar Qualitäten unserer ersten Fassung zu beschreiben. Wobei: es war durchaus interessant! Wir haben anschließend versucht, das Ganze etwas kreativer anzugehen. Immerhin sind wir beide (auch) KünstlerInnen. Der Prozess sollte mehr Zeit und Aufmerksamkeit bekommen. Das hat nicht viel geholfen. Oder doch? Es folgt die Beschränkung – simple but not easy – auf die Wiedergabe einiger sprachlich festhaltbarer Teile unserer Gespräche. Vieles bleibt dem Papier verborgen. Wer mehr wissen will, komme bitte nach Berlin und sehe selbst!

Daniela Zeilinger: Wie würdest Du jemandem beschreiben, wie Du tanzt oder wie Du Dich bewegst?

Howard Katz: Wie würdest *Du* das beschreiben? Das zu wissen, hilft meiner Arbeit.

Deine Bewegungen sind total fließend, sehr weich und locker-lässig, zugleich können sie zackig und abrupt sein – vor allem sind sie sehr klar und präzise. Alles wirkt komplett durchbewegt.

Zwei Wochen später (21.8.2010):

Was ist der Sinn der ganzen Sache, darüber zu sprechen?

Der Grund ist banal: das Thema des aktuellen Baggers ist „Bewegung“. Du bist mir zu diesem Thema als Erster eingefallen, deswegen habe ich Dich um ein Interview gebeten. Warum? Weil in Deinem Tanz-Unterricht Klarheit trainiert wird, was Bewegung betrifft. Zum ersten Mal habe ich Bewegung analytisch betrachtet. Dadurch konnte ich zum Beispiel Bewegungsabfolgen schneller begreifen und sie mir merken, weil ich sie verstanden habe. Das geht nicht nur mir so in Deinem Training, ich habe es auch von anderen KursteilnehmerInnen gehört. Also dachte ich, Du weißt in dieser Hinsicht mehr als ich. Das ist eine gute Voraussetzung für ein Gespräch. Ich habe mich lange für total untalentiert gehalten, mir Bewegungsfolgen zu merken, weil ich so viel denkende Arbeit mache und mein Körper normalerweise nicht so schnell ist. Das hat sich geändert. Deswegen wollte ich wissen, wovon Du ausgehst, beziehungsweise was Deine Erkenntnisse sind. Weil: Erkenntnisse hast Du, sonst könntest Du nicht solche Klarheit vermitteln.

Ich arbeite mit fünf Qualitäten: Werfen (*Throw*), Setzen (*Put*), Fallen (*Fall*), Tragen (*Carry*), Fließen (*Flow*). Jede Qualität hat ihre eigene, besondere Erscheinung. Es sind nicht einfach nur Bewegungsqualitäten: Sie bewirken bei jedem Menschen etwas *dahinter*. Ich kann Dir in ein paar Sätzen zu jeder der Qualitäten sagen, was ich bei verschiedenen Personen bemerkt habe:

Von einer statischen Position in die andere wechseln, das ist *Put*. Da gibt es zwei Sachen. Die gesamte Spannung im Körper hat sich verändert, wenn ich gesagt habe: „Setze die Hände schnell im Raum“. Die gesamte Körperspannung hat sich erhöht und war einheitlich. Ich habe auch gemerkt, dass die Mikrobewegungen der Augen direkt mit der scharfen Bewegung korrelierten. Scharfe und schnelle Bewegungen bewirken, dass ein Tier guckt – das ist eine natürliche Bewegung beziehungsweise Reaktion. Die Augen waren etwas klarer und schärfer fokussiert.

Flow ist das direkte Gegenteil. Du bewegst das Gewicht im Körper, das Wasser, und die Augen



Howard Katz, geboren in New York City, ist Tänzer, Schauspieler und Musiker. Seit 1996 lebt er in Berlin und NYC, wo er als Performer alleine und gemeinsam mit anderen an interdisziplinären Produktionen arbeitet. Seit zwei Jahren besuche ich sein Tanztraining in den Dock11-Studios Berlin.

werden sehr faul. Mit Fließen tendiert man zum Verträumten; ich habe gemerkt, die Augen werden weniger starr, flüssiger. Der ganze Körper folgt dieser fließenden Bewegung. Was ist *Flow*? Wir fangen irgendwo im Körper an. Normalerweise fängt man mit den schwereren Körperteilen an, das Ge-

wicht zu schaukeln, zum Beispiel mit der Hüfte. Die Idee ist eine Endlosbewegung: Nach einer kurzen Zeit merkt man, es ist *very easy*, man könnte einfach so weiter machen.

Carry: Man trägt erst mal die Hände, langsam, wie bei Tai Chi. Man stellt sich vor, dass man etwas zwischen den Händen hat und trägt das von irgendwo nach irgendwohin, ohne eine große dynamische Veränderung. Man trägt also imaginäre Sachen von einem Platz zum anderen. Ich sage immer so: Du trägst einen Ball. Später trägt man auch andere Körperteile, zum Beispiel das Knie, irgendwann auch den ganzen Körper. Bei *Flow* bewegt man die Lunge mit. Die Atmung geht mehr mit, weil sich alles bewegt. Die Lungen kommen mit dem Körper mit, daher ist das einfacher. Bei *Carry* dauert das etwas länger, das ist am Anfang nicht so koordiniert. Die Atmung kommt nicht sofort mit. Es dauert wie bei Tai Chi etwas, bis die Atmung loslässt. Den ganzen Körper zu Boden zu tragen, ist echt eine Kunst. Das ist ein sehr interessanter Arbeitsprozess mit der Schwerkraft.

Throw: Der einfachste Weg, das zu machen, ist, irgendwie die Arme und Beine ein bisschen wegzuerwerfen vom Körper, sodass die Gelenke Raum bekommen. Wichtig bei Werfen ist, dass der ganze Körper mitkommt! Vom Werfen kann man eine große körperliche Bewegung bekommen.

Fallen ist das Schwierigste, es ist sehr kompliziert zu erklären. Die Hände über den Kopf nehmen und runterfallen lassen, das ist der einfachste Weg, Fallen zu beschreiben. Fallen ist ein unglaublicher Motor – und deswegen auch gefährlich, weil es so viel Kraft erzeugt, ohne *effort*. Es ist unberechenbar. Das Problem mit Fallen ist immer ein *Catch-Up*-Problem.

An dieser Stelle ging unser Gespräch eigentlich noch weiter. Wir hatten bei diesem Treffen kein Diktiergerät dabei, daher habe ich direkt mitgeschrieben. Plötzlich hatte der Laptop keine Energie mehr. Ohne rechtzeitige Zwischenspeicherung ist ein interessanter, aber komplizierter Teil des Gesprächs verloren gegangen. Es ging unter anderem um Energie. Ich wollte wissen, ob es Bewegungen gibt, durch die man mehr Energie bekommt als durch andere, oder ob eher das *Wie* der Bewegung ausschlaggebend ist. Der Grund für diese Frage war meine Erfahrung, dass ich nach jedem Training bei

Howard Katz immer mehr – oder bessere – Energie hatte als vorher. Woher kommt das? Resultiert aus kleinen Bewegungen vielleicht mehr Energie? Wir haben uns auch über die Bewegungsqualität von Tieren unterhalten. Was kann man von ihnen lernen? Wie kann man überhaupt Bewegung lernen? Es gibt natürlich viele Möglichkeiten. Zwei davon sind *proximales* und *distales* Lernen. Jede(r) kann damit selbst experimentieren: Entweder man bewegt sich zuerst irgendwie und beobachtet wie ein neugieriges Kind oder wie ein(e) WissenschaftlerIn, was man gemacht hat. Das ist *distales* Lernen, also vom Körper aus. Oder man nutzt das Gehirn

als kleinen Proberaum: man beginnt mit einer sehr klaren Vorstellung von einer Bewegung, bevor man sie physisch realisiert.

In diesem Sinne: Sehen Sie sich das Video in der Online-Ausgabe des *Baggers* an und forschen Sie selbst.

DER AKTUELLE VORVERISS

Damit Sie schon heute wissen, was Sie eigentlich nicht sehen wollen.

Der Kampf um Wien. Eine Farce in geheimen Akten.

Am 10. Oktober wird zu Ehren des fünfundzwanzigsten Todestages von Orson Welles sowie des Kärntner Landesfeiertags ein Duell seinen Ausgang finden. Die Protagonisten dieser postmodernen Farce im Wolfspelz sind UHBM (Unser Herr Bürgermeister) Michl Häupl, sowie sein gebissiger Kontrahent Hunz-Christian Strache (weitere zahntechnische Wortspielereien vorbehalten).

Der rote Häup(t)ling, bewaffnet mit dem Hausmeisterführerschein und einer rund um die Uhr fahrenden U-Bahn, die in Zukunft die Exekutivbeamt_innen auf ihrer Streife sicher und auch im Winter angenehm warm durch die Nacht bringen wird, ist aber was die Schlagkraft und Säbelführung angeht nur auf den ersten Blick Duellmeister Hatschi unterlegen. Nicht nur hat Häupl seine Lehre ebenfalls in einer schlagenden Verbindung absolviert, qua Studium kennt er auch die biologischen und zoologischen Abgründe Wiens und seiner Bewohner_innen (und will sich trotzdem – oder deswegen? – nicht mit den Grünen dieser Stadt verbinden). So schießt er nun schon seit Wochen gewohnt grantige Gallepfeile gegen alle Farben des politischen Regenbogens, um die Angst der ihm politisch noch Anhängenden zu schüren. Die Angst vor der Ungewissheit, was nach dem Untergang der „sozial“-„demokratischen“ Oligarchie geschehen könnte. (Wird Herr Häupl auch ohne absolute Mehrheit noch jeden Gastgarten der Stadt persönlich eröffnen? Wird er die Kunst, sich möglichst oft selbst zu widersprechen, damit für alle Leute und jede Meinung der richtige Satz dabei ist, an Frau Vizebürgermeisterin Renate Brauner weitergeben?)

Tu Felix Vindobona

Friedensreich Strache, UHMF (Unser Herr Menschenfreund) will eine „freie offene Stadt, die eine Weltstadt ist“, dann, wenn Schluss ist mit der „Ausgrenzungspolitik“, denn er will doch „nur ein Ende von Hetze und Hass“. Gegen seine Person und Partei wohlgermerkt. Nur wir Nestbeschmutzer_innen, Kulturschaffenden und sonstigen Sozialschmarotzer_innen müssen sich vor der zu erwartenden Ausräucherung des „Subventionsdschungels“ fürchten. Für die Rechtsschaffenen Wiens wird sich der Sicherheitshimmel auf Erden aufturn.

Überhaupt scheint es nur fair, dass, wenn sich die FPÖ zu einer sozialen Alternative zur SPÖ inszenieren will, die SPÖ auch rechte Argumente in ihr Programm aufnimmt. Auge um Auge. Zahnstein um Zahnstein.

Zu Sekundantinnen dieses Duells befördert wurden währenddessen Frau Marek und Frau Vassilakou, die, ginge es nach dem regierenden Winzerkönig, ruhig „Ministrantinnen“ bei Raplegende Stra-Chi bleiben könnten.

Was bleibt, sind Fragen: Wer entscheidet nun eigentlich nach dem Ableben von Regiealtmeister Onkel Hans über die Geschicke dieses Landes? Wird FC Strache eine Hauptrolle in der ATV-Doku „Saturday Night Fever“ bekommen? Und wer wird Wien in den nächsten Jahren regieren? Diese Rolle wird wohl, oder wohl eher übel dem großkoalitionären Praterkasperl zufallen. Und wenn man bedenkt, wie fortschrittsorientiert und harmonisch dies auf Bundesebene bereits funktioniert, wundert es, dass darauf nicht schon früher jemand gekommen ist.

»Wien ist frei« wird es dann von den Balkonen des am Riesenradplatz neu gebauten Rathauses tönen, wohin die gesamte Stadtregierung übersiedelt ist, um ihrer Liebe zu architektonischen Perlen der Stadt keine Zweifel anhaften zu lassen.

Fast wünscht man sich – gleichgültig, wie es denn ausgehen sollte – ein Schicksal, wie das des Installateurs Rudolf Prikryl. Dieser war 1945 Bürgermeister von Wien. Vom 13. bis zum 16. April.

bri

Homepage:

<http://howardkatzzz.com>



Fotos: © Julia Grandegger



Garish im Interview

Garish haben Anfang des Jahres mit Wenn dir das meine Liebe nicht beweist das zwingendste und zugleich intimste Album der jüngeren österreichischen Musikgeschichte veröffentlicht. Ich treffe Thomas Jarmer (Gesang, Akkordeon) und Julian Schneeberger (Gitarre) am 6. August 2010 im Kulturcafé des Funkhauses in der Argentinierstr. 30a zu einem sehr entspannten Gespräch über Pathos, Affekt, Ironie, Hype, Penetranz, Wehleidigkeit, Geld, Nischen, Schöngesteir, Hassliebe, die Amadeus Awards und die österreichische Musiklandschaft im Allgemeinen. Ein Lehrstück.

Das Wort „Beweis“ kommt in zwei der Schlüsselsätze des neuen Albums im Titel vor. Ge-

nerell wirken die Texte etwas resoluter. Kann man „das Demonstrative“ als den roten Faden der Platte sehen, oder wie seid ihr an das Material herangegangen?

Tom: Daß das Wort so oft vorkommt, war nicht kalkuliert sondern ist eher passiert. Ich glaub, daß es diesmal schon darum gegangen ist, innerhalb der Band zu beweisen, daß man nicht ansteht. Insbesondere mit dem letzten Album, wo zwar schon was passiert ist, aber so konnte es nicht weitergehen. Wir haben eigentlich ganz von vorne anfangen müssen. Das unkonventionelle Arbeiten im Studio funktioniert auf die Art und Weise, daß man einigermaßen blindlings loslegt – wir waren es ja gewohnt, dort nur umzusetzen und nicht zu basteln. (...) Wenn du im Augenblick selbst entscheidest und weitermachen mußt, Entscheidungen auf die man aufbaut, dann ist damit auch Spontaneität gefragt, was etwas war, was uns bis dahin nicht ausgezeichnet hat. Da wurde viel freigegeben und der Platz wurde dann von anderen (Bandmitgliedern) eingenommen und deshalb ist alles mit einer großen Bestimmtheit passiert. Im Affekt. Dann hat sich eine große Zufriedenheit breitgemacht. (...) Mit ruhigem Gewissen die Kontrolle verlieren kön-

nen: der Kantine (Thomas Pronai) hat diesmal schon sehr viel eingefordert. Wir haben viel am Gesang herumprobiert, zum Beispiel. Die Musik war resoluter und die Texte haben mitziehen müssen, weil so Kontrastprogramm fahren, das wäre mir zu artifizell gewesen. Da ist eine Reibungsfläche entstanden, die für mich beim Schreiben ganz neue Möglichkeiten mit sich gebracht hat. Und wenn es nur so Wörter sind, die rein vom Vokabular vorher nicht dabei waren, und diesmal hat

das durch die Musik eine sehr bestimmte Richtung bekommen, die das verlagert hat.

Julian: Das Entscheidende war: wir haben die Vorsicht verloren. Mehr auf sich vertrauen, so wie man es im Moment spürt, die Eigendynamik einfach zulassen.

Tom: Das hat sich auch stark auf das Live-spielen ausgewirkt ... Daß auch alle ein Mikro vor der Nase haben, um diese Parolen miteinander zu singen ...

Parade (2007) wurde auf Universal veröffentlicht. Ihr wart damit die erste und die letzte österreichische Indie-Band, die diesen Schritt gemacht hat. Wie würdet ihr eure Erfahrungen mit einem Major zusammenfassen?

Tom: Es war eine sehr bürokratische Ebene dabei,

das war vorhersehbar und es ist dann auch wirklich so passiert. Man ist sich teilweise im Weg gestanden, weil dann doch von Seiten der Plattenfirma vorgefertigte Masterpläne ausgespielt werden, die den individuellen Ansatz verhindern – wenn es zum Beispiel um Promo geht. Man kriegt halt das Christl-Stürmer-Einheits-Paket – und eine Apfel-tasche dazu. Da unterscheiden sich die Ansätze. Was man ihnen zugute halten muß ist: sie haben sich nicht in den kreativen Prozeß eingeschalten, erst nachdem der Prozeß abgeschlossen war, hat man Versuche unternommen, mit stilistischem Beiwerk ein künstliches Image zu kreieren, was wiederum unmißverständlich klar gemacht hat, wie man dort die Combo und ihre Musik verstanden hat.

Das Wort „Kitsch“ habt ihr selbst wiederholt mit einigen frühen Stücken in Verbindung gebracht. Ich greife jetzt einfach mal Tänzer (2002) heraus. Stammt das Wort „Kitsch“ diesbezüglich von euch, oder hat es sich von außen eingeschlichen? Anders gefragt: Warum wird das Melancholische bzw. Romantische im deutschsprachigen Popsong so schnell „Kitsch“ genannt? Anthony oder Will Oldham hat man diesen Vorwurf ja nicht gemacht...

Tom: Tänzer ist eh ein gutes Beispiel dafür, daß jedes Wort bedeutungsschwanger ist und daß man es auch zu gut meinen kann und wenn man das hört, daß das nach den ersten beiden Zeilen auf den Nerv gehen kann, weil es zuviel ist. Ich würde textlich so nicht mehr arbeiten und auch musikalisch nichts mehr so machen, aber das liegt eher daran, daß in der Wiederholung selbst ... sobald das nach Wiederholung stinkt, läßt man die Finger automatisch davon. Das macht es fast schwierig, ein Best-of live zu spielen, weil es fast was Schizophrenes hat – also: kann ich das rein körperlich bringen, fühlt sich das richtig an?

Julian: Manche Lieder brauche ich jetzt nimmer, aber die waren trotzdem wichtig für uns.

Tom: Prinzipiell glaube ich, daß, wenn es um Pathos geht, schwingt dabei mit, wie das Ding klingt und wie es vorgetragen wird, also der Habitus der Interpreten, und dann kann es einem schnell zu viel werden, gerade wenn es um schweres Liedgut geht. Ich weiß nicht, ob man nicht in Österreich generell das Problem hat, „Schöngesteir“ gut zu finden. Also mir kommt es schon so vor, daß alles was derb und hingerotzt wird, verstärkt wahrgenommen wird. Diese Gegenüberstellung kapiere ich auch nicht. Daß man das gleiche Maß an Ironie mitbringen müßte, damit das Ganze nicht kippt. Und die Geschichte mit dem neuen Pathos auf der Platte, da geht es teilweise auch um Beherrschung, es könnte schon viel schmalziger sein.

Julian: (lacht) Es ist einfach soviel „Grundsubstanz“ in uns.

Tom: Vielleicht spielt da die Sprache mit. Wenn man englische Texte hernimmt – z.B. die Doors, das sind mitunter sehr deftige, schwülstige Texte

und Jim Morrison ist dann eine coole Sau, ja?! Wir haben seinerzeit angefangen, für die erste Platte auf deutsch zu schreiben – das war damals extrem unhip und penetrant. Eine Nische oder Szene hat es überhaupt nicht gegeben. Zwischen Absender (Absender auf Achse: 2005) und Parade (2007) war dann die Zeit, wo einiges übergesprungen ist – Stichwort: Wir sind Helden etc. – wir haben von diesem Hype nicht viel gehabt, da dieser auf eine Art aufgezogen wurde, die mit unserer Auffassung nicht viel gemein hatte. (...) Ich glaub', es (die Abneigung gegen romantisches Liedgut) hat viel mit dieser Schlagersache zu tun, die mitunter Teil der musikalischen Sozialisation ist – und diesen polarisierenden Effekt zur Folge hat. Das ist in unserem Fall Radio Burgenland. (...) Manche Bereiche der deutschen Sprache sind ausgeleert. Die „Wehleidigkeit“ hat in dieser Stadt eine andere Ausdrucksweise. Mit zartbesaiteter, unauffektierter Musik und ohne jegliche Ambitionen sich auf ein bestimmtes Image zu trimmen, hat man's hierzulande schwer, Gehör zu bekommen. Es sind nur wenige Combos und Phänomene, denen auf breiter Basis Möglichkeiten eröffnet werden – bedingt durch die hiesige Radiolandschaft und den überschaubaren „Markt“.

Der Rest passiert in – mitunter – sehr kleinen, doch gut funktionierenden und „gepflegten“ Nischen.

Julian: Mich wundert es immer, daß es in einem Radiosender keine Sparte gibt für Sufjan Stevens, Bon Iver – diese Sparte Musik wird komplett ignoriert.

Tom: Leute mit einem unversauten Zugang zu Musik sind wesentlich schwerer auszumachen. Leute, die keinen Opinionleader brauchen, sondern nach eigenen Kriterien bewerten, was im Gegensatz dazu der breiten Masse zuviel abverlangen würde. In 13 Jahren Bandgeschichte habt ihr sehr, sehr viele Schiffe vorbeiziehen sehen. Wie geht es euch Band-intern und wie bewertet ihr vor dem Hintergrund eurer Geschichte die gegenwärtige Lage des „Austro-Pop“?

Tom: Am Anfang waren schon Gräben da in der Szene: jeder hat sein Süppchen gekocht und was ich angenehm find ist, daß über die Jahre die Combos viel mehr und auch selbständiger geworden sind und daß sich daraus ein großes Miteinander ergeben hat. Ein Unterstützen – kein Anfeinden weil man glaubt, man könnte sich gegenseitig Publikum wegnehmen. Es hat sich in den letzten Jahren schon gezeigt, daß eigentlich für alle Platz ist – erst die Selektion durch die Medien bringt diesen Eindruck mit sich. (Später sagt er über die Amadeus Awards, für die sie in diesem Jahr in drei Kategorien nominiert sind und für die sie schon 2001, 2003 und 2005 nominiert waren: Das Klima dort war bisweilen sehr von Neid geprägt, schien uns. Kein Querschnitt durch die Musiklandschaft, sondern eher eine Leistungsschau.) Es geht nicht darum die Welt neu zu erfinden, sondern man soll

einfach sein Ding machen. Es gibt keine Alleinigen – es gibt nur ein Nebeneinander. Man weiß eh von vornherein: leben davon kann man nicht, es geht also nicht „um's Überleben“, sondern nur um die Freude an der Sache. (...) Auf dem Weg sind viele Bands zerbrochen – ob das richtige und wichtige Sachen waren, oder persönliche Querelen ... Diese Perspektive hat bei uns eine Menge heißer Luft rausgenommen – in gewisser Weise war das intern eine große Genugtuung. Wie auch die Tatsache, daß der schonungslose Umgang untereinander einzigartig ist und daß er es ermöglicht, keine falschen Kompromisse schließen zu müssen. Man könnte schon Haß-Liebe dazu sagen, jedenfalls zehren wir von einer enormen emotionalen Bandbreite. (...) Jeder hat zu allem eine Meinung und das macht es oft nicht leichter, aber ...

wein

Hans Unstern – Kratz dich raus (Nein, Gelassenheit, 2010)

Es gibt Alben, auf die hat die Welt gewartet, ohne daß sie davon wußte. Kratz dich raus ist so ein Fall. So eigenwillig, daß man es unmöglich kommen sehen konnte. Ich habe Hans Unstern anfang des Jahres im Radiokulturhaus im Vorprogramm von Ja, Panik gesehen, und das hat in mir gleich mehrere Saiten angeschlagen. So durch und durch eigen und doch absolut unpräzise. Rücksichtslos und kompromißlos, anachronistisch, anti-überhaupt und doch „schlicht und ergreifend“. Auch in Sachen Text werden hier unerhörte Geschütze aufgeföhren.



Nils Koppruch – Caruso (Grand Hotel Van Cleef, 2010)

Wer die frühen und mittleren Fink-Alben so liebt wie ich, hat auch mit mir darauf gewartet, daß Nils Koppruch wieder diesen Ton anschlägt. Caruso verbindet den Witz von Loch in der Welt mit der hypnotischen

Schwere des „Roten Albums“ und spannt damit einen lückenlosen dramaturgischen Bogen zwischen Melancholie: „Armer Junge weint, armes Mädchen weint – alles liegt in Scherben und es war nicht so gemeint“ und Megalomanie: „Caruso kauft die ganze Bude auf!“ Übrigens: Hans Wagner von Neuschnee bzw. Das Trojanische Pferd spielt bei 4 Stücken Cello.



Konzertbericht: Loose Lips Sink Ships im Subterrarium, 11. Juni 2010

Wer in den letzten Monaten in den diversen Off-Spaces der Wiener Musikszene umtrieb war, ist um einen Namen nicht umhinegekommen: Meagan Burke. Ihre Solo-Konzerte sind im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. Fast noch besser ist sie in Kombination mit 3 Freunden aus dem Subterrarium-Umfeld: gemeinsam Werner Kitzmüller, David Schweighart und Simon Utsay haben sie sich für eine handvoll Konzerte zu Loose Lips Sink Ships formiert. Musik war schon lange nicht mehr einfach Musik. Wer am 7. Oktober zum Konzert von Meagan Burke ins Clash (Fluchtgasse 7) kommt, wird verstehen, was ich damit meine. (Beginn: 20:30h, Eintritt frei!)

... und noch eine Ankündigung:

Der „Zettelpoet“ Helmut Seethaler, Verfasser von den zahlreichen antikapitalistischen Botschaften und Gedichten, die hauptsächlich im U-Bahn-Bereich zu finden sind, veranstaltet am 11. Oktober eine „Lesung und Beklebung der Umgebung“ im Braum-Anatomietheater (Beatrixgasse 11, Beginn: 19:30h).

wein

BAGGERS KONKURRENZ

Am stillen Ort in bester Gesellschaft

Diesmal: Velosophische Betrachtungen

Im Jahr 1973 war die Welt noch in Ordnung. Die kalten KriegerInnen waren einigermaßen entspannt, Michaela Dorfmeister, später zweifache Olympiasiegerin und Weltmeisterin, erblickte im März dieses Jahres das Licht der Welt, mehr als eine Milliarde Menschen verfolgten das erste weltweit via Satellit ausgestrahlte Live-Konzert, und zwar nicht irgendeines, sondern Elvis' *Aloha from Hawaii*, der Heilige Stuhl brachte ein Konkordat mit Rheinland-Pfalz unter Dach und Fach. Österreich machte laut Wikipedia nicht weiter von sich reden, dafür jedoch Francis Ford Coppola, der für den ersten Teil von *Der Pate* sowohl den Golden Globe für bestes Drama als beste Regie als auch den Oskar für den besten Film erhielt. Außerdem wurde das World Trade Center eröffnet. Alles hätte so schön sein können.

Doch dann sollte es anders kommen: Mit dem Jom-Kippur-Krieg brach im Oktober 1973 auch die erste Ölkrise los, der wir nicht nur die Energieferien (heute: Semesterferien) und die vorübergehende Einführung von autofreien Tagen (heute: undenkbar) zu verdanken hatten, sondern auch eine veritable Rezession und die Erkenntnis, dass die praktisch ausschließliche Abhängigkeit von fossiler Energie aus mehrerlei Gründen nicht nur positive Aspekte mit sich bringt. Nun, diese Erkenntnis wurde im Laufe der letzten 37 Jahre um einige Facetten erweitert und vertieft und hatte theoretisch ebenso viele Jahre Zeit, in unser – wenn sich auch widerborstig dagegen sträubendes – gesellschaftliches Bewusstsein durchzusickern. Womit eine denkbare Langversion der Vorgeschichte des diesmal im Brennpunkt unseres Interesses stehenden Magazins auch schon grob umrissen wäre: der *Velosophie*. (Zugegeben: Nicht nur elegante Einleitungen, sondern auch leichtfüßige Überleitungen sehen anders aus. Ganz. Anders.)

Eine denkbare Kurzversion könnte demgegenüber etwa so lauten: Nicht erst seit 1973, sondern eigentlich seit immer schon ist Radfahren eine gesunde, intelligente und umweltfreundliche Fortbewegungsmethode, vor allem in der Stadt. Nur dass es mittlerweile auch noch den „Style-Faktor“

auf seiner Seite hat. Und daran ist das mit einer Auflage zwischen 80.000 und 100.000 Stück dreimal jährlich erscheinende *Magazin für Fahrradkultur* – so der Titelsatz – wohl nicht ganz unbeteiligt, propagiert es doch seit seiner Gründung im Jahr 2008 die stil- und lustvolle Fahrradoffensive von und für Jederfrau im Alltag. Hervorgegangen ist *Velosophie* aus dem Umfeld der mittlerweile nicht mehr existierenden *Mountainbike Revue*, deren Geschäftsführer Wolfgang Rafetseder nun als Herausgeber der *Velosophie* fungiert.

Für die Lektüre am stillen Ort empfiehlt sich diese durchaus (sofern man das jeweils jüngste Exemplar des Baggers schon zum x-ten Mal – mit von Lektüre zu Lektüre tendenziell noch gesteigertem Lesevergnügen – verschlungen hat): Berichte über tatsächliche oder potentielle Hotspots einer zunehmend um sich greifenden Fahrradkultur (etwa Kopenhagen und München in Ausgabe 2-2010), Portraits von passionierten RadlerInnen und/oder KünstlerInnen, die sich mit dem edlen Draht-Streitross auseinandersetzen, sowie allerhand praktische Hinweise ergeben ein abgerundetes Bild (und viele schöne Bilder) von den unzähligen Möglichkeiten und aktuellen Entwicklungen in Sachen Veloziped. Somit stellt *Velosophie* eine wohlverdiente Image-Korrektur für das noch vor wenigen Jahren zu Unrecht als etwas umständlich und wenig alltagstauglich geltende, eher als fernab der Zivilisation zu benutzendes Sportgerät wahrgenommene Fahrrad dar. Finanziert wird das gratis erhältliche Magazin über Anzeigenverkauf – ein Umstand, dem sich allerdings auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Werbe- und Promotionseiten schuldet. Große Unternehmen preisen ihre neuesten Produkte – derzeit das allseits gehypte E-Bike – an, Lebensminister und Verkehrsstadträte lächeln um die Wette, während sie ihre allerbesten Absichten betuern. Nun gut, soll sein. Solange das Motto lautet: „Ride Against Global Warming – Mehr Fahrrad, weniger CO2.“ Noch eine dieser seit 1973 reiflich gereiften Erkenntnisse.



Takis Antoniou: Die Apokalypse (dahlemer Verlagsanstalt, 2000)

Ein schmaler Band provoziert einen Haufen Fragen: Warum eine zweite kaum klarer formulierte, kaum konkretere Apokalypse als das Original der Bibel lesen? Warum eine eigenartige Anlehnung ans Original demselben vorziehen, das Glossar ist voll mit Verweisen auf Referenzstellen bei Johannes – was bringt Antoniou Neues? Was bezweckt Antoniou denn mit diesem Bändchen, das leider unkommentiert Dürer-Stiche mit aufnimmt und so den Versen zum Untergang der Welt wohl besonderes Gewicht verleihen will? Apokalyptische Literatur als worst case scenario kommt in der Regel episch daher – das lyrische Wagnis lässt aufmerken: doch was sagt es? Der intellektualistische Klappentext schwadroniert von diagnostischen Schreckensbildern, die aus Verzweiflung über die allgemeine Indolenz und kapitalistische Idolaterie erwachsen. Nimmt man das dem Büchlein ab? Wer profitiert von Antonious Bildern? Wendungen, die besonders gelungen sind, gibt es wenige, akzeptabel ist: „Ehebrecherische Erde, die Zeit hat das All modern lassen/ die Geräte deiner Weisen rauben/ den Engeln die Erinnerung/ und schrauben sie in ihren Verstand./ Und eines nicht mehr fernen Tages wird Chemie/ den Geist Göttern und Menschen rauben,/ den Engeln die Erinnerung./ Dann werden alle Götter meineidig,/ falsche Propheten und wahnsinnig.“. Allgemeiner: was bringen solche Weltuntergangs-Szenarien? Das Medium sei einmal nebensächlich – der Faktor Unterhaltung ist beim filmischen Aufbereiten a la „The day after tomorrow“ freilich am ehesten gegeben. Also zu welchem Zweck verfasst man Apokalypsen? Ist es die gewollte Besserung der Welt, die erhoffte (rechtzeitige) Läuterung (auf dass das gedachte Schreckensbild niemals Wirklichkeit werde)? Bedient man sich deshalb des Prinzips Angst? Aber wer nimmt dieser Tage Apokalypsen ernst? Wissenschaftliche oder lyrische – über welche Untergänge theoretisiert es sich lustvoller? Uernerster? Ist der Strafgott nicht nur ein hilfloses Rache-Phantasiechen, das der Kulturpessimist und der Menschenfeind als Selbsttröstung lebendig halten? Oder ist er Fanal für unausgelebte Instandsetzungswünsche der Weltguten? Das Thema ist ergiebig. Was Takis Antoniou daraus macht leider nicht. Wissenschaftlich, schöner, nähert sich übrigens Gerhard Henschel dem Thema: „Menetekel- 3000 Jahre Untergang des Abendlandes“ – erschienen 2010 bei Eichborn.



Literatur

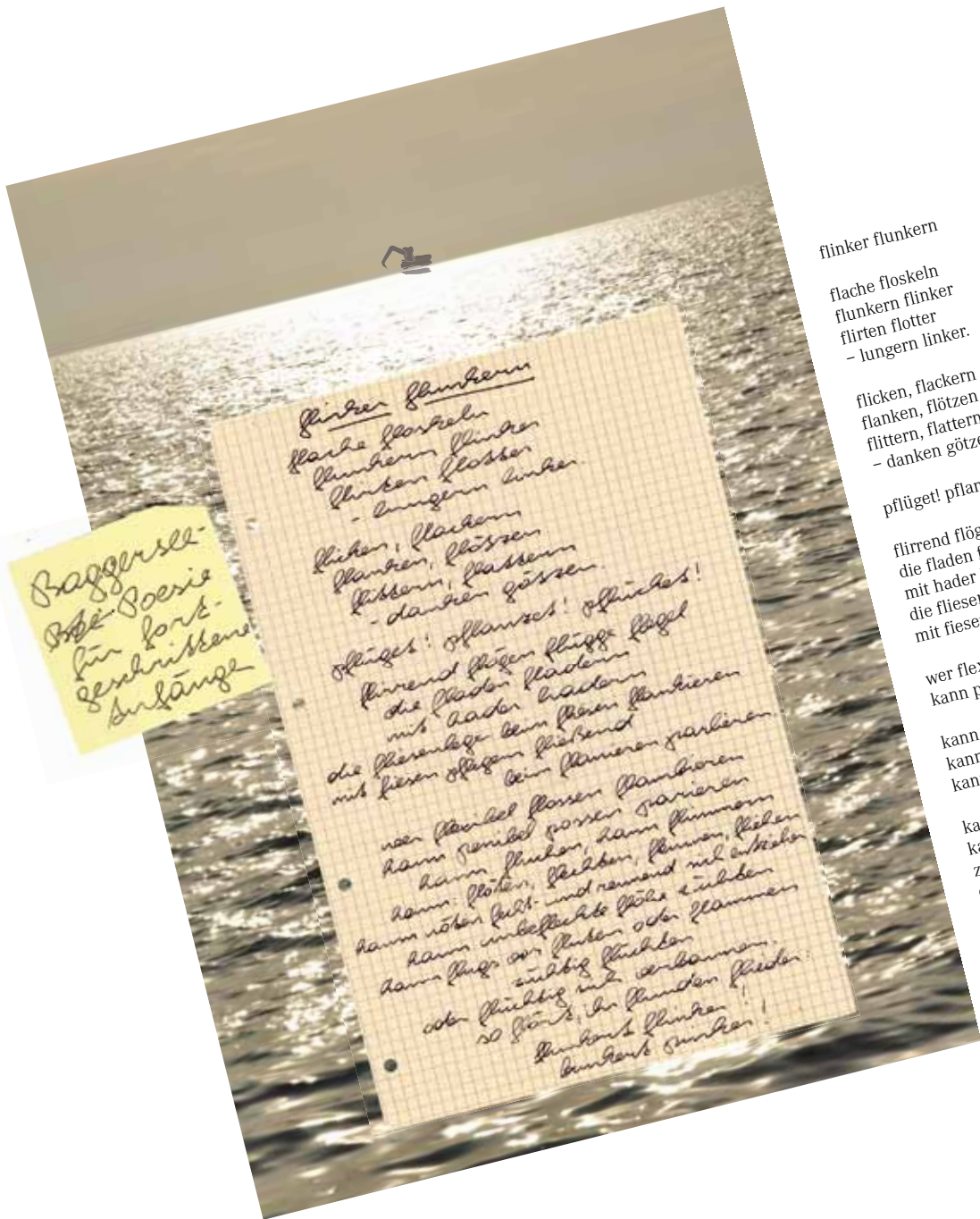
Auswertung des Fitness-tests auf Seite 13

Unter 15 Punkte: Meine Güte! Im Vergleich zu Ihnen ist Ottfried Fischer ein Spitzensportler! Sie können wirklich froh sein, dass Ihnen dieses Testergebnis nicht als Bescheid mit schwarzem Rand ausgestellt wird ... Sollten Sie über 30 Jahre alt sein (blöde Frage, sonst würden Sie das ja wohl gar nicht mehr lesen können), sei der Gang zum Arzt wärmstens empfohlen. (Wenden Sie sich am besten an einen unserer VertragsärztInnen – Erstbesuch bei Vorlage eines Baggers gratis!).

15 bis 30 Punkte: Lassen Sie mich raten: 32 Jahre, Langzeit-BummelstudentIn (Indologie, Ethnologie und Philosophie), 4-Proten-AktivistIn. Obwohl Sie auf eine gesunde Beziehung zwischen Ihrer Seele und deren Behausung achten, verabscheuen Sie Fitness als Ausgeburt des Turbo-Kapitalismus – was schade ist, da Sie sich in den Fitnessstudios unserer GeldgeberInnen sicher wohlfühlen würden. Nicht vergessen: Halber Eintritt mit einem Bagger unter dem Arm (auch wenn er Ihnen in letzter Zeit schon etwas zu neoliberal ist)!

32 Punkte: Egal wie Sie diese Punkteanzahl erreicht haben: Entweder nehmen Sie diesen Test nicht wirklich ernst (Warum dann die Mühe?) oder es sollte jemand schleunigst ein lauschiges Plätzchen im Narrenturm für Sie reservieren (Aktion: Für Bagger-AbonnentInnen zwei Tage gratis!).

Ab 34 Punkte: Willkommen, Mr. Universe (die dem Gender-Mainstreaming entsprechende Anführung des weiblichen Pendants erscheint hier nicht sonderlich passend, Anm.!) Ihnen brauchen wir bestimmt nicht zeigen, wo man den Most herholt – Sie sind der Bartl höchstpersönlich. Und als solcher besteht Ihr durchgehender Alltag aus abwechselnden Besuchen von Bräunungs- und Fitnessstudios. Einzig beim Übergenuss von Anabolika (und/oder Alkohol) sollten Sie sich einbremsen. Vergessen Sie auch bloß nicht den Rat des amtierenden Gouverneurs von Kalifornien: Nehmt's koane Drogen! De mochen euch hin! (Nicht mal ein Bagger würde da noch helfen.)



WINDSTILLE

Liebes Lese-Volk, wir wollen diesmal einen Roman lesen, der – wie vermutet werden darf, aus Faulheit d. Verf. – nicht in einzelnen Kapiteln abgefasst wurde. Daher präsentieren wir den aktuellen Fortsetzungsroman in so genannten Romanfetzen. Herrn Stiglitz kennen Sie ja schon:

Nachdem er jahrelang dem Treiben der anderen zugesehen habe, erzählte Stiglitz bei unserem letzten Treffen, sei ihm plötzlich klar geworden, wie alt er geworden war; seit seiner Jugend habe er seinen Freunden, Brüdern und Bekannten dabei zugesehen, wie sie mit mehr oder weniger Überzeugung einen Weg einschlugen, wie sie sich plagten, wie sie lernten und arbeiteten und die größten Anstrengungen unternahmen, stets ein bestimmtes Ziel vor Augen. Er selbst, so Stiglitz, habe immer nur zugesehen und gewartet, worauf, sei ihm erst viel später bewusst geworden; all die Jahre, in denen er diesen Menschen bei ihrer Plagerei zugeesehen habe, habe er insgeheim auf deren Scheitern gewartet, ja geradezu darauf gelauert. Jahrelang, sagte Stiglitz, habe er diesen Anstrengungen zugeesehen und sei stets fest davon ausgegangen, dass alle scheitern würden, so, wie er, wie er damals geglaubt habe, ja auch scheitern musste. Es sei ihm gar nicht in den Sinn gekommen, dass jemand nicht zum Scheitern verurteilt sein könnte, da er, im Glauben, selbst nicht anders zu können als zu scheitern, und aufgrund seiner jugendlichen Naivität, stets von sich selbst auf andere geschlossen habe und sich gar nicht vorstellen habe können, jemand könne zu etwas anderem als zum Scheitern verurteilt sein. Ihm selbst sei es nie eingefallen, dass dieses Zum-Scheitern-Verurteiltsein möglicherweise nur auf ihn selbst, und nicht zwingend auf andere zutreffe, da er ja immer von sich selbst auf andere geschlossen habe, und er selbst ja, wenn auch unbewusst, immer der Überzeugung gewesen sei, dass alles, was unternommen werde, im Scheitern enden musste. Und so habe er jahrelang darauf gewartet, dass die Anstrengungen des Freundes, des Bruders, des Bekannten, früher oder später in Misserfolg enden, während hingegen er selbst in Untätigkeit verharrt sei und sich immer

nur abgelenkt und mit dem Geringsten zufrieden gegeben habe, einmal diesem Interesse nachgegangen war, dann wiederum jenem, sich aber nie mit einem wirklich auseinandergesetzt habe, um, wie er sagte, das ihm ja laut seiner Überzeugung unweigerlich bevorstehende Scheitern hinauszuzögern, als ob er sich sozusagen von dem ihm vorherbestimmten Schicksal ablenken wollte. Als er dann nach Jahren erkannt habe, dass keineswegs alle Anstrengungen der Freunde, Brüder, Bekannten von Misserfolg gekrönt wurden, sondern von den mitunter erfreulichsten Erfolgen, sei ihm erstmals der Gedanke gekommen, dass mitnichten alle Unternehmungen, wovon er stets ausgegangen war, scheitern mussten. Stets habe er diesen Leuten misstraut, ihnen keinen Erfolg zugetraut, und jetzt, wo sie erfolgreich seien, misstrauere er ihnen noch mehr, wobei er in Wirklichkeit vor allem Neid empfinde, vielmehr, wie er zugeben müsse, grenzenlosen Neid, ja, er werde bisweilen von regelrechten Wellen an Neid überrollt, seines, Stiglitz', Misserfolgs und deren, seiner Freunde, Brüder und Bekannten, Erfolgs wegen. Natürlich, so Stiglitz, habe er, dies sei ihm klargeworden, seinen eigenen Miss-, besser Nicht-Erfolg, durch seine stete Untätigkeit ja durchaus selbst verschuldet.

Stiglitz schwieg eine Zeitlang und rührte nachdenklich in seiner Teetasse. Ich überlegte, ob ich etwas einwenden sollte. Mir fiel ein, dass Stiglitz niemals Zucker zum Tee nahm; und so schaute ich Stiglitz dabei zu, wie

er minutenlang seinen ungesüßten Tee umrührte und dabei auf den auf der Kommode platzierten, wahrscheinlich schon vor Jahrzehnten stehen gebliebenen altertümlichen Wecker starrte, den Stiglitz nach eigenen Angaben Anfang 1998, nachdem er ihn über Monate fast täglich mehrere Minuten im Schaufenster eines Trödel Ladens betrachtet hatte und der ihn stets, wie Stiglitz behauptete, an das Haus seiner Großmutter in Steyregg erinnerte, schließlich in besagtem Trödel Laden erstanden hatte. Ich selbst hatte Stiglitz mehrere Male vorgeschlagen, die Uhr von meinem Vater, einem pensionierten Uhrmacher, begutachten zu lassen, wobei Stiglitz dies stets höflich abgelehnte; er habe gar nichts dagegen, wenn die Zeit stillstehe, wie Stiglitz einmal lächelnd erklärte.

Mittlerweile wisse er ja, sagte Stiglitz, nachdem er etwas nachgedacht hatte, schließlich, er habe sich diese Überzeugung, dass alle Unternehmungen, wie früher von ihm geglaubt, scheitern müssen, nur eingeredet, habe auf diese Art sein eigenes Gedeihen und Verderben einer höheren Macht überantwortet, die er fälschlicherweise immer für eine Art Schicksal, an welches er ja allerdings nicht *wirklich* glaube, gehalten habe, obwohl es sich in Wirklichkeit um etwas ganz anderes handelt habe, nämlich Angst; diese lasse es nicht zu, den Verlauf der Dinge zu ändern, irgendetwas oder irgendjemanden zu beeinflussen, Anlass oder gar Ursache für etwas zu sein. Seine wenigen Versuche, tatsächlich zu handeln und also auch Verantwortung für sein Handeln zu übernehmen, habe er stets vorzeitig aufgegeben; er hätte nicht ertragen können, so Stiglitz, bereits im Versuch zu scheitern. Und so habe er sich jahrelang der Untätigkeit hingegeben und die Dinge laufen lassen, wie er es nannte, während er selbst sich im

Stillstand befunden habe. Auch jetzt, fuhr Stiglitz fort, befinde er sich noch immer in einem Zustand des Stillstandes, täglich denke er darüber nach, wie er selbst noch immer stillstehe, während der Freund, die Brüder, die Bekannten sich am Leben bereicherten. Auch jetzt noch habe er Angst, zu handeln, als ob sein Eingreifen aus irgendeinem Grund nicht erwünscht sei, als ob ihm, wie bereits gesagt, das Scheitern gewiss sei; natürlich, sagte Stiglitz, er rede sich das ein, aber die Angst, die in einem wohne, beherrsche alles, nehme Einfluss auf Denken und Handeln. Es sei seine Angst, die sein Schicksal sei, sagte Stiglitz, das habe er nun erkannt. Ich musste gehen. Stiglitz begleitete mich zur Tür, wo er mir zum Abschied den stehengebliebenen Wecker in die Hand drückte.

chr

Fortsetzung, verehrtes Lese-Volk, folgt! Wobei ungewiss ist, wann. D. Verf. befindet sich nämlich in den Ferien, wie sich's für anständige Leute gehört; welches zeitliche Ausmaß dieser Urlaub annehmen wird, ist bislang unbekannt. Aber Nachwuchs-AutorInnen gibt's zur Not ja eh wie Sand am Meer.

IMPRESSUM

DerBagger: redaktion@derbagger.org – **Homepage:** www.derbagger.org **Bankverbindung:** Konto-Nr.: 2 891 474 38 00, B.LZ: 2 0111, E.rsteB ank **Herausgeber und Medieninhaber:** Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (Jörgerstraße 23/4, 1170 Wien, ZVR-Zahl: 720349459) **Redaktion:** Reinhard Klausner, Stefan Mayer, Vitus Angermeier **Homepage:** Rupert Angermeier (Beweger), Vitus Angermeier (Unbewegter)

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Andrea Heinz (ahe), Andrea Höller (tea), Birgit Schörkhuber (bix), Brigitte Auer (bri), Christina Schöffner (chr), Christoph Schütz (toph), Clemens Rauchenwald (clr), Daniela Zellinger (dz), Erwin Steinbach (caru), Gerlinde Wallner (ger), Harald Höller (hh), Hubert Weinheimer (wein), Leonhard Reul (lr), Nayana Jayarajan (nj), Reinhard Klausner (pro), Sebastian Gili (gil), Stefan Mayer (mo), Vitus Angermeier (va) **Design:** Elena Anna Rieser **Layout:** Vitus Angermeier **Titelblattgestaltung:** Wolfgang Schnellast (http://www.wolfgangsschnellast.com) **Illustrationen:** Alexandra Mia Monkewitz, Edgar Leitan, Elena Anna Rieser (ear), Erwin Steinbach **Fotos:** (falls nicht anders angegeben) Redaktion **Korrektorat:** Christina Schöffner **Auflage:** 1000 Stück **Druck:** F. acultas **Erscheinungsdatum:** 19.09.2010 **Erscheinungsort:** Wien **Preis:** 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider, und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält. Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreibenden und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.

Offenlegung gemäß §25 des Mediengesetzes: Der Bagger ist das Organ des Vereins Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft. Er setzt sich inhaltlich mit Themen aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft – teils ernsthaft, teils satirisch – auseinander. Die Rechte liegen bei den UrheberInnen der jeweiligen Artikel, Fotografien, Illustrationen.

BEFRAGEN SIE DIE STERNE MIT MADAME CRYSTAL

Ölmagnet

Sie wissen ja, wie unsicher die Prognosen sind. Ein dunkler Schatten liegt über dem Großen Wagen, welcher es der Zunft der Sterndeuterinnen und Krautsudleserinnen nicht einfach macht. Ein Blick in die Gelbgrüne Glasmurmelt jedoch lässt keinen Zweifel zu: *Ihre* Zunft wird nicht so bald untergehen. Sie denken jetzt sicher, ja, ich weiß doch aus jahrelanger Erfahrung und dem *Bagger*-Horoskop, hier eine gut platzierte Börsenspekulation, dort ein fischer Lobbyist, alles wie geschmiert usw. usf. Gilt ja auch weiterhin. In Wirklichkeit ist das alles aber eh wurscht, solange der Mensch seine Nachkommen weiterhin mit chinesischem Plastik-Spielzeug versorgt, Briefe mit dem schrottprämiengeförderten SUV zum nächsten postalischen Partner transportiert und Nahrungsmittel in kleine Plastiksackerl steckt. Mit knapp werdenden Gütern lässt sich schließlich am meisten Kohle verdienen. Und ist das Öl wirklich einmal alle, genießen Sie längst Ihren Ruhestand oder himmlischen Frieden im Urnenhain.

Pelikan

Mein lieber Schwan, Ihr Karma scheint ja nicht das beste zu sein. Das kommt davon, dass Sie immer auf exotischen Fisch aus Übersee bestehen. Somit sind Sie vermutlich auch irgendwie selbst daran schuld, wenn Angehörige, Freunde und Nachbarn von einer Schwarzen Pest dahingerafft werden, während Sie glücklicher Tölpel von einer zotteligen Öko-Sandale gerettet werden. Das Unbefriedigende ist nun, dass es um das Karma jener Tölpel, die solche Katastrophen überhaupt erst verursachen, zwar noch viel mieser bestellt ist als um Ihres, dies am Verhalten dieser Trottel aber nichts ändert. Die sitzen am längeren Ast und scheren sich einen Dreck um Sie, Hauptsache, Sie haben eine durstige Ölheizung und kaufen exotischen Fisch aus Übersee. Mein Rat also: Verschrotten Sie Ihren Wagen, ziehen Sie in die Berge, züchten Sie Ziegen. Das mit den Omega-Fettsäuren in den Fischstäbchen ist ohnehin nur ein Schmäh – die sind zwar gesünder als die im Fisch enthaltenen Schwermetalle, aber auch nicht gesünder als Schweineschmalz.

das Horoskop

DIE ABRISSBIRNE

GEISTLOSE SCHLUSSKOLUMNE, UNGEFÄHR SO ERQUICKEND WIE ZWEI BRÄUNLICH-RANZIGE, HALBVERGESSEN-GÄRENDE BANANEN IN EINEM ALTEN, SPECKIGEN SCHULRANZEN.

DIE VERZEHRUNG DER GERICHTSMEDIZINERIN

„Gessen wird das, was am Tisch kommt, selbst wenn's die Schwiegermutter ist“, lautet zwar ein Sprüchlerl meines Vaters (Nachkriegsgeneration!) – ob er jedoch zu seinem geflügelten Wort stünde, wenn man ihm das auftischte, was die Gerichtsmedizinerin damals vor unseren Augen schnabulierte, bleibt zweifelsfrei zweifelhaft.

Dagegen war das von meinem Kindergarten-Sitznachbarn ausgespuckte, flachsig fette Riesenbröckel Reisfleisch ein Lercherl. Angeekelt würgte ich es hinunter, aus Angst, die Tante könnte mich für den schlatzigen Klumpen totes Tier, der da neben meinem Teller lag, rügen und mich zurück zu den kleinen Hosenscheißern versetzen.

Nun gut, also bitte zu Tisch.

Es begab sich Silvesters vor circa vier Jahren, als uns der Gastgeber einer Jahreswechselfeier sein bereits seit Tagen totes Haustier präsentierte: Eine handgroße Eidechse mit hängendem Schwanz und verfärbter Schuppenhaut – die Leichenstarre dürfte bereits einer schlaffen Zersetzung gewichen sein. Die kleine Agame war nämlich ausgebüchst, verhungert und erst am Partytag hinter einem Kasten wiederentdeckt worden.

Ob die Gerichtsmedizinerin mit dem, was sie tat, ihre vorherige Erzählung untermauern oder uns einfach nur zeigen wollte, dass ihr vor gar nichts graust, weiß keiner so genau. Uns grauste dafür umso mehr, als sie der toten Echse plötzlich den Kopf abzubeißen begann. Nicht nur, weil beim Abbeißen bestialischer Gestank in unsere Nasenlöcher drang (mindestens so bestialisch stinkend wie der Basilisk in der letzten Bagger-Ausgabe). Auch, weil abgebissener Kopf und Reptilienhals mit schlierigen Fäden verbunden waren, die sich aus dem Mund der Gerichtsmedizinerin wie fauler, schwarzer Kaugummi in die Länge zogen und schließlich abrissen, um auf dem Kinn der Gerichtsmedizinerin kleben zu bleiben, noch immer aus ihrem Mund hängend wohlgeriecht, während sie an dem verwesenden Stück Reptil kaute. Spätestens als das Kopferl mit samt den Fäden irgendwo im Kropf der Gerichtsmedizinerin entschwunden war – gulp! – und die Eidechsenfresserin sich gleich einer blutverschmierten Vampirin das Kinn abwischte, glaubten wir ihr aufs Wort: Dass sie schon mal, einer Wette wegen, ein Stück von einer gerichtsmedizinischen Leiche abgebissen hatte.

Ein Glück, dass die Gerichtsmedizinerin sich dieser Verzehrung hingab, die selbst die väterliche Schwiegermutter im Schatten liegen lässt – genau solche Schnurren braucht es in der Bagger-Abrissbirne!

toph